Julian Wangler

BLADE RUNNER 2

Beyond Humanity

AKT III^{b} : *Erfüllung*

Copyright

Bei *Blade Runner 2* handelt es sich um ein nicht-kommerzielles Fan-Fiction-Projekt (s.g. non-commercial fan-fiction), welches in keiner Weise bestehendes Copyright oder andere Lizenzen verletzen möchte. *Blade Runner* unterliegt dem Copyright von Warner Bros.

Kein Diktator, kein Aggressor, und mag er noch so übermächtig sein, kann auf Dauer ein Volk unterdrücken. Nichts im Universum ist größer und ausdauernder als der Wunsch nach Freiheit. Diesem Wunsch kann niemand widerstehen, ebenso wenig ein Tyrann mit seiner Armee. Und wenn es auch tausend Jahre dauert...jedes geknechtete Volk wird frei sein. Ich habe den Tag gesehen. Ich habe die Sonnenaufgänge der Freiheit gesehen und das Lachen Jener, die ihre Fesseln von sich werfen werden, tanzend im Wind der neuen Zeit.

- JeQuan

Zu Beginn des 22. Jahrhunderts erzielte die *Tyrell Corporation* bei der Erschaffung künstlicher Lebensformen einen revolutionären Durchbruch: Die hoch entwickelten Roboter, die der Konzern bislang hervorgebracht hatte, wurden durch eine vollkommen neuartige Technologie abgelöst. Mit der Phase *Nexus-5* wurde erstmals ein dem Menschen ähnelndes Wesen geschaffen: der androide Replikant.

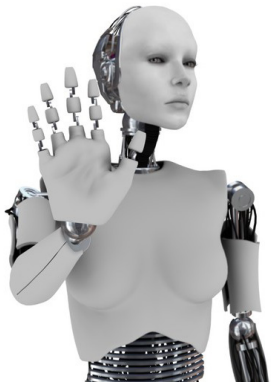
Nexus-1 (2048), robotisch

Rund anderthalb Jahrzehnte nach der Herstellung des ersten Replikanten wurde bereits die Phase *Nexus-6* eingeläutet. Es entstanden biosynthetische Humanoide, die sich vom Menschen nicht mehr unmittelbar unter-

Nexus-2 (2060), robotisch

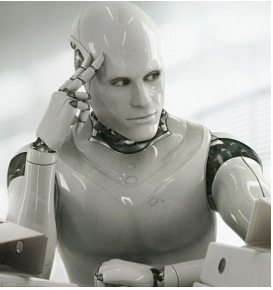
scheiden ließen. Diese künstlichen Menschen waren stärker, schneller, beweglicher und mindestens genauso intelligent wie die Genetikingenieure, die sie erschaffen hatten.

Dennoch besaßen Replikanten keinerlei Rechte. Sie wurden als Sklavenarbeiter bei der gefährlichen Erforschung und Kolonialisierung neuer Planeten sowie zum Bau von Raumbasen und als Kanonenfutter in Kriegen eingesetzt.



Bei der blutigen Meuterei einer *Nexus*-Kampftruppe in einer der entlegenen Kolonien kamen Hunderte Menschen ums Leben.

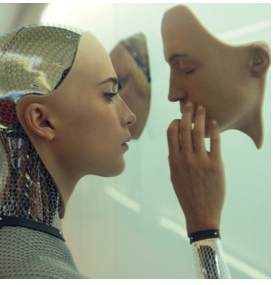
Nexus-3 (2073), robotisch



Nexus-4 (2087), robotisch-positronisch

Seitdem waren Replikanten auf der Erde verboten. Spezielle Polizeieinheiten – die sogenannten *Blade Runner* – erhielten den Befehl, dieses Verbot sicherzustellen. Ihre Aufgabe war es, jeden Replikanten, der auf der Erde entdeckt wurde, zu töten.

Blade Runner konnten außerhalb der gesetzlichen Grenzen operieren. Bei der Jagd auf Replikanten waren sie befugt, bis zum Äußersten zu gehen. Ein *Blade Runner*, der tötete, irrte niemals.



Nexus-5, Replikant (2101), android-positronisch

Für den Vorgang, einen Replikanten zu eliminieren, wurde ein ganz neuer Begriff geprägt. Man

nannte es nicht Exekution. Man nannte es ‚aus dem Verkehr ziehen‘.

Nexus-6, Replikant (2115), synthogenetisch

<<Auf einer heruntergewirtschafteten und zum Tode verurteilten Welt, vom Menschengeschlecht wie von Schimmel überzogen, war Leben geschaffen worden. Leben, wie es noch nie da gewesen war. Leben mit Wille und Wunsch, Leben von großer Unschuld. Doch die Schöpfung entstammte Erschaffern, die es auch nach Jahrtausenden nicht vollbracht hatten, von der Gurgel des jeweils anderen abzulassen oder der Sucht nach Reichtum, Macht und Geltung zu entsagen. Im Gegenteil: Je mehr der sogenannte technologische Fortschritt davon galoppierte, desto verantwortungsloser, Unempathischer, stumpfsinniger und barbarischer wurden die Konstrukteure, Herrn der Sklaven, auf ihrer sterbenden Mutter Erde. Sie wurden zu dem, was sie nicht anders verdient hatten: zu falschen Göttern. Der Tag, da sie vor ihres eigenen Vaters Füßen knien sollten, würde kommen, unwiderruflich.>>

JeQuans Buch der Symmetrie, verfasst um 1615

15

Ray McCoy streifte durch die Eingeweide der Lakota-Station. Es waren die Tiefen von Sektor Braun – jetzt sein Revier, zumindest für eine Weile. Steele hatte ihm klargemacht, was nun von ihnen erwartet wurde, bevor sie mit ihrem eigentlichen Job – der Verfolgung von Deckard und Rachael Francis – fortfahren konnten. McCoy beabsichtigte nicht, irgendjemanden zu enttäuschen.

Seine Schuhe scheuchten Schmutz und Staub auf, die überall auf dem Boden herumlagen. Links und rechts von ihm erstreckten sich die eher bescheidenen Geschäfte und Spelunken, die dieser Abschnitt des braunen Sektors vorzuweisen hatte.

In der Umgebung lümmelten sich vor graffitiversprühten Wänden und Fenstern, brennenden Fässern und jeder Menge Müll allerhand Obdachlose, Bettler und Leute,

die nach einem Tagelohn oder zumindest einer kleinen Spende Ausschau hielten. Neonfarbene Leuchtzeichen flackerten durch die trübe Szene. Die Luft war durchzogen von einem ziemlich penetranten Gestank nach Fritteuse. McCoy nahm darin auch den subtilen Geruch von leichten Modedrogen und starken Spirituosen wahr.

Es war nicht die Gegend an Bord von Lakota, der bei den Besuchern der Station die größte Beliebtheit genoss. Von einigen wenigen Ausnahmen mal abgesehen, blieben die Bewohner von Sektor Braun meist unter sich. Sie waren im weitesten Sinne die bemitleidenswerte Ansammlung derjenigen, deren Träume von einem neuen Leben nach Verlassen der Erde wie Seifenblasen geplatzt waren. Es gab auch Personen, die zu hoch gepokert oder sich in fragwürdige Geschäfte hatten verwickeln lassen und dann ohne Netz und doppelten Boden auf dem harten Boden der Realität aufgeschlagen waren. Dann gab es natürlich noch diejenigen, die aufgrund von immer vielseitiger einsetzbaren Replikanten ihre Stellen verloren und auf Lakota gestrandet waren. Endstation Hoffnung.

Im Laufe der Jahre war Sektor Braun immer mehr zu einem Auffangbecken für dieses arme Pack geworden, und je mehr sich sein Image verfestigte, desto mehr zementierte sich für das Gros der Bewohner die Aussicht, dass sie wohl nie wieder hier herauskommen würden. Niemand würde sie anderswo vermissen, weder auf der Erde noch auf den Kolonien.

Aus dem Augenwinkel las McCoy einen Graffitischriftzug: *LEBENDIG BEGRABEN*.

Die Leute hatten sich in ihrer Not neu erfinden müssen und waren in die Kriminalität abgewandert. Statistisch gesehen war sie hier so hoch wie nirgendwo sonst auf der Station. Viele der Bewohner in Braun dealten oder versuchten sich mit Waffenschmuggel über Wasser zu halten. Einige besonders Kreative machten sogar mit Käse ihr Geschäft, der hier draußen noch mehr abwarf als auf der Erde. Es war doch überall das gleiche.

Für einen Augenblick schien es McCoy, als wäre er wieder in L.A., streife des Nachts durch die endlosen Straßen der niemals schlafenden Megametropole. Erinnerungen an seine ersten Einsätze wurden wach. Er

war bei der Sitte groß geworden. Seine ersten anderthalb Berufsjahre hatte er beinahe ununterbrochen im vierten Sektor verbracht. Eines Tages hatte Bryant ihn dann entdeckt und abgeworben – ein steiler Aufstieg in der Polizeihierarchie war die Folge gewesen. An die Anfangszeit bei der Sitte hatte McCoy Erinnerungen, von denen er selbst annahm, dass sie romantisch verklärt waren. Es hatte alles irgendwie nach Abenteuer gerochen, auch wenn es zuweilen ziemlich hart zugegangen war. Damals hatte er keine Reps gejagt oder Rep-Symps den Kampf angesagt, sondern er war hinter Kleinganoven, Störenfrieden, Outridern und Junkies her gewesen.

Da ist es ja. Jack's Zockerparadies.

McCoy hielt inne, als er den Laden erreichte, nach dem er Ausschau gehalten hatte. Dann passierte er einen heruntergekommenen Mann mit langem, struppigem Bart, der im Eingangsbereich bettelte, und trat ein. Wie nicht anders zu erwarten, war das Geschäft in schlechtem Zustand und verkaufte vor allem leicht antiquierte Unterhaltungselektronik. Auf Regalen standen Kampfsimulationen, Erkundungs- und Sex-

spiele. Über die Lautsprecher jodelte eine Frauenstimme irgendetwas, das einer Mischung aus einem islamischen Gebetsruf und einem Orgasmus im Rockrhythmus ähnelte. Die Hälfte der Spiele war in Hindi mit chinesischen und spanischen Übersetzungen. Die andere Hälfte war in Englisch mit Hindi als Zweitsprache.

Der Verkäufer war kaum mehr als ein Junge, höchstens fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, mit vielen Pickeln im Gesicht und einem dünnen, schwarzen Bart, den er trug wie ein Ehrenzeichen.

Zu allem bereit, beugte er sich erwartungsgeladen über die Theke und fragte: „Woll‘n Sie ‘was kaufen, Mann?“

„Seh‘ ich etwa so aus?“, entgegnete McCoy, die Hände in den Taschen seines Mantels vergraben.

„Also, für mich seh’n Sie aus wie jemand, der schon lang‘ keinen Spaß mehr hatte. Aber Sie haben Glück – ich kann Ihnen weiterhelfen. Wie wär’s mit *Lola macht die Beine breit VII*?“ Der Kerl grinste schief und entblößte dabei nicht minder schiefe Zähne.

„Das wär‘ genau das Richtige für Sie, Mann.“

„Reizendes Angebot, aber ich muss Dich enttäuschen, Kumpel.“ In einer im Laufe von Jahren eingeübten, eher lässigen Handbewegung zeigte er seine Dienstmarke vor. „Ray McCoy, ich bin von den *Blade Runners*.“

Das ‚Manöver‘ erwischte ihn kalt; der Junge musste sich einen Augenblick berappeln. „Ein Cop aus L.A.? Das ist aber nicht gerade um die Ecke.“

„Ist es nicht, nein.“

„Und was suchen Sie hier?“

„Für den Anfang suche ich einen Mann namens Emanuel Mantico.“

Der Kerl blinzelte. „Wer soll das sein?“

„Wir haben Belege dafür, dass er häufiger mal in diesem Laden ein und ausgeht.“ McCoy griff in die Innentasche seines Mantels und schob ihm über die Ladentheke das Foto entgegen. „Na, klingelt da ‘was bei Dir?“

Der Junge beäugte das Foto und kratzte sich am Hinterkopf. „Nie geseh'n."

„Bist Du Dir sicher?"

„*Sicher* bin ich sicher!", blaffte der minderjährige Verkäufer zurück.

„Du siehst aber irgendwie nicht so aus."

Der Andere gab sich empört. „Woll'n Sie mir vielleicht irgendwas *anhängen*, Mann?!"

McCoy langte aus und packte ihn wenig rücksichtsvoll am Arm. Er zog ihn abrupt nach vorn, sodass der Junge sich auf der Theke abstützen müsste, um nicht mit dem Kinn darauf aufzuschlagen.

Er kam mit dem Kopf dicht an ihn heran. „Hör mal,", sagte er im drohenden Tonfall, „spiel keine Spielchen mit mir, Bürschchen, sonst wird's schnell ungemütlich. Also, kannst Du mir 'nen heißen Tipp geben oder was?"

Der Knabe wurde zunehmend nervöser. „Was wollen Sie von ihm?", fragte er mit vibrierender Stimme, nachdem er erneut

auf das Foto hinabgeblickt hatte. McCoy hatte ihn nach wie vor am Wickel. „Hat er sich ‘was zu Schulden kommen lassen?“

„Das ist nicht Dein Bier. Und ich werd‘ langsam ungeduldig.“

„Ich kenn‘ ihn nicht – *wirklich*.“, insistierte der Teenager. „Mein Dad hatte mit ihm zu tun.“

„Ach ja? Und wo ist Dein Dad? Ich würd‘ gern mit ihm reden.“

„Das geht nicht. Er ist…für eine Weile weg.“

„Weg? Was soll das heißen?“

„Dass er mich gebeten hat, hier auf alles aufzupassen, bis er wieder zurück ist, Mann.“

McCoy sog Luft durch die Nase. „Wenn das so ist, dann könnt Ihr den Laden bald dicht machen. Es braucht nur einen Anruf, und ich sorge dafür, dass alles, was hier ‘rumsteht, konfisziert und Ihr in Untersuchungshaft kommt – wegen Konspiration mit einem Terroristen.“

„Terrorist? *Nein, Mann!* Der hat bei uns bloß Bier gekauft. Irgendein Bestimmtes von der Oberon-Brauerei, das er sonst schwer kriegt. Ich schwör's, das ist die Wahrheit!"

„Abgesehen davon bin ich mir sicher, dass man in den Hinterzimmern Eures hübschen, kleinen Lädchens noch so einiges wird ausgraben können." McCoys griff wurde noch fester. „Was meinst Du?"

Der Teenager hatte zu schwitzen begonnen. „Ich ähm… Ich glaub', der Typ treibt sich öfter mal im *Yellow Frog* 'rum. Zumindest hab' ich gehört, dass er dort ständig abhängt."

Na bitte, warum nicht gleich so?

„*Yellow Frog*?"

„Ist 'n Club, ganz am Ende der Straße. Kann man nicht verfehl'n."

„Nicht verfehlen?"

„Ja, ziemlich groß, das Ding. Dem verschissenen Denny Fontaine geht's besser als

den meisten von uns Schluckern. Der is‘ mit seinem Club richtig durchgestartet.“

„Na, da bin ich ja mal gespannt.“

„Er is’n verdammter Hurensohn, sagt mein Dad.“

„Hey, Du bist zu jung für solche Wörter. Okay. Das soll’s erst mal gewesen sein.“

McCoy ließ ihn los, was den Jungen dazu veranlasste, einen Schritt hinter der Theke zurückzuweichen. Er rieb sich den Oberarm dort, wo er gepackt worden war, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dabei beobachtete er, wie McCoy das Foto wieder einsteckte.

„Woll‘n Sie vielleicht *jetzt* was kaufen?“, erneuerte er kurz darauf mit erwartungsvollem Blick seine Frage.

„Eines nach dem anderen. Kann ja sein, dass ich später noch mal vorbei komme und ein paar Fragen habe.“

Der Junge war merklich blasser um die Nase als zu Beginn ihres Gesprächs. Er verzichtete darauf, noch irgendetwas anderes

zu sagen, als McCoy zum Ausgang schritt und auf die Hauptgasse zurückkehrte.

Eine Weile ging er, passierte ungezählte Pubs, Imbisse, Stände von Straßenverkäufern, Haufen stinkenden Unrats. Dann fing sein Blick plötzlich ein Flackern auf. Oder war es nicht vielmehr ein Schimmern? Es legte sich auf ihn und schien ihn zu umfließen. Einmal blendete es ihn, dann war es schon wieder weg. Ein unruhiges Flirren in der unmittelbaren Umgebung.

Leuchtende Streifen und Punkte wirbelten über die Straße und die Wände und waren ebenso schnell wieder verschwunden, nur um von neuerlichen Lichtreflexen ersetzt zu werden, die wie winzige Glühwürmchen durch die Luft zu schwirren schienen.

McCoy blinzelte und hielt jäh nach der Quelle des funkelnden Lichts Ausschau. Es drang aus einem tipiartigen, primitiven Zelt am Rande der Gangway. Über dem Zelt stand in leuchtender Schrift geschrieben: KENNE DEINE ZUKUNFT. KENNE DICH SELBST. KENNE DIE WAHRHEIT.

Er schlug einen Bogen um zwei herumlungernde Gestalten, und kurz darauf warf er

einen Blick durch den Eingang der improvisierten Behausung. Dutzende kleinerer und größerer Kerzen brannten dort, die meisten von ihnen standen auf dem Boden. Ihr geschmolzenes Wachs hatte regelrechte Pfützen entstehen lassen. Auf einem kleinen Tisch war eine große, glänzende Schüssel mit Wasser aufgestellt. Nun begriff er, dass die lichtene Erscheinung, die er gesehen hatte, auf das Behältnis mit dem Wasser darin zurückzuführen war – der Kerzenschein war aus dem porösen Zelt heraus reflektiert worden.

Das Wasser… Es sah irgendwie seltsam aus. In der Schüssel mutete es beinahe an wie flüssiges Silber. Es barg eine merkwürdige Illumineszenz. *War* es überhaupt Wasser?

McCoy erschrak beinahe, als er hinter dem Tisch im Dämmerlicht eine Person erblickte, die im beengten Innern des Zeltes saß. Es war eine uralte Frau, gefesselt an einen Rollstuhl. Papierne, bleiche Haut, spindeldürre Arme, der Hals war bloß ein schmaler Stängel, der so wirkte, als breche er jede Minute ab. Nur eine Sekunde später fiel McCoy auf: Was er unter dem Eindruck der

Düsternis im Zelt anfänglich für Schatten auf ihren Lidern gehalten hatte, waren in Wahrheit gähnende Löcher. Haut und Wimpern waren tief in die leeren Augenhöhlen eingesunken. Sie war blind.

„Treten Sie ein, Fremder.“, forderte die Frau ihn mit einer brüchigen Fistelstimme auf. „Treten Sie ein, und erkennen Sie, wer Sie sind. Erkennen Sie Ihre Zukunft…und zwar zu einem Sonderangebot. Nur zwölf *Chinyen*.“

McCoy räusperte sich. „Vielleicht ein andermal.“, meinte er.

„Sie haben Angst.“

Er stutzte. „Wieso sollte ich Angst haben?“

„So ist es mit der Zukunft. Sie wird stets unter Schmerzen geboren.“

McCoy vermochte nicht zu sagen, was es war, aber die Art, wie sie die Worte aussprach, bewirkte, dass sich seine Nackenhaare aufstellten. Es war dumm von ihm gewesen, seiner Neugier nachzugehen und einen Blick in dieses Zelt zu werfen. Hier wartete nur eine arme, alte Irre.

Es war an der Zeit, seine Arbeit wiederaufzunehmen und dem *Yellow Frog* einen Besuch abzustatten. Für ihn gab es viel zu tun.

16

McCoy hörte das *Yellow Frog*, ehe er den Eingang sah. Es begann als fast unmerkliches rhythmisches Stampfen, das rasch lauter wurde, bis ein elektronisches Wimmern hinzukam und eine Frau zu hören war, die auf Hindi und Russisch sang. Als er vor dem Eingang des Clubs stand, sangen abwechselnd zwei Männer etwas, das nach einem in Musik umgesetzten Streit klang – der eine viel zu hoch, der andere viel zu tief. Das elektronische Jaulen war zornigen Gitarren gewichen, der Rhythmus hatte sich jedoch nicht verändert.

Das Innere des Clubs war ein Anschlag auf alle Sinne. Draußen auf der Gangway war die Musik bereits laut gewesen; drinnen war sie so ohrenbetäubend, dass man das Gefühl hatte, man würde in der Mitte zu zwei Hälften zerrissen. Man wurde mit einer schier undurchdringlichen Klangmauer aus kräfti-

gem Bass konfrontiert, der so heftig war, dass die Eingeweide unweigerlich in Bewegung gerieten. All das vermengte sich mit dröhnenden, künstlich klingenden Akkorden und natürlich diesem grässlichen polyphonen Gesang. Gleißende Lichtstrahlen schnitten durch den in der Luft liegenden Nebel dunstigen Rauchs, der sich dicht über dem Boden sammelte.

In der Mitte des Saals gab es eine riesige Tanzfläche, auf der Dutzende zuckender Körper von dem Licht der Lightshow erfasst wurden, die sich im Takt zur Musik ständig veränderte und wandelte. An einer Wand erstreckte sich eine lange, chromblitzende Theke, hinter der ein halbes Dutzend Barkeeper hektisch die Bestellungen ausführten.

Sag' ich doch. Wie im guten, alten L.A. Ich könnte auch mitten im vierten Sektor stehen., fühlte sich McCoy in seinem anfänglichen Bauchgefühl bestätigt, das ihn im Zusammenhang mit Sektor Braun frühzeitig beschlichen hatte.

In den folgenden Minuten schlenderte er ein wenig herum und machte sich ein rasches Bild von der Umgebung. Dabei stellte

er fest, dass es noch einen anderen Trakt in diesem Club gab. Vermutlich der Teil, welcher der besser zahlenden Kundschaft vorbehalten war. Ein Bauchgefühl teilte ihm mit, dass er dort mit seinen Ermittlungen anfangen sollte.

Er durchquerte den Saal diagonal und beobachtete, wie sich unweit der Theke ein junges, eigenwillig aufgestyltes Pärchen an einen großen, erhöhten Rundtisch an der Wand setzte. Kurz darauf geriet die gesamte Plattform, auf der der Tisch thronte, in Bewegung und begann sich zur Seite zu drehen. Nachdem er um hundertachtzig Grad geschwungen und zusammen mit dem Pärchen in der Wand verschwunden war, erschien an exakt der gleichen Stelle ein neuer, nun leerer Tisch.

Eine Drehtür., ging es McCoy durch den Kopf. *Vermutlich der Zugang zur Edellounge. Dann wollen wir mal.*

Kurzerhand schickte er sich an, sich an den Tisch zu setzen, als ihn plötzlich eine riesige Pranke an der Schulter packte und aufhielt. Im nächsten Augenblick stand ein wahres Ungetüm von einem Mann vor ihm. Seine Oberarme sprengten beinahe sein

halb zerfetztes Rippshirt, durch das ganze Büschel von Haaren drangen, und die Oberfläche seines Körpers war fast vollständig mit Tätowierungen übersät. In seinem Gesicht glänzten merkwürdige bronzefarbene Applikationen.

McCoy erinnerte sich düster daran, dass hier draußen ein anderer Modegeschmack herrschte als auf der Erde. Gerade jenseits des Mars, so hatte er irgendwann gelesen, waren die Leute verrückt danach, sich die Visage mit Fremdteilen zu veredeln. Jedem das seine.

„Hey, kannst Du nicht lesen, Du Penner?!“ Ungehalten verwies der Riese auf ein Schild. „Dieses Separee ist für VIPs reserviert!“

„Aber so *heiß*‘ ich doch: VIP.“, gab sich McCoy entspannt.

„Sehr witzig, Bürschchen.“ Der Andere spannte demonstrativ seine beeindruckende Muskulatur an. „Noch mal so vorlaut, und ich werde…“

Ehe er sich versah, hatte McCoy seinen Dienstausweis gezückt. „Ray McCoy, *Blade*

Runner, BR-61661. Ich würde gern zu Ihrem Boss, wenn's recht ist."

Der Gorilla winkte ab. „Vergiss es. Der ist nicht zu sprechen."

„Wo ist er denn?"

Der Mann grinste abfällig zu ihm herab. „Auf einer außerplanetarischen Schönheitsfarm – zum Generalliften."

„Wollen Sie mich vielleicht verschaukeln?"

„Nein, ernsthaft. Erst gestern hat er mir 'ne Videomail geschickt. Hat schon toll Farbe gekriegt. Sorry, Freundchen, Du wirst jetzt die Biege machen. *Capisce*?"

Der Mann sah nicht so aus, als dulde er eine weitere Unterhaltung. McCoy zog sich ins Gedränge an der Bar zurück und behielt den Türsteher im Auge.

Als nach etwa zwanzig Minuten die Gelegenheit kam, nutzte er sie. Das Ungetüm wandte sich für einen Augenblick ab und ging ein paar Meter zur Seite, wo er sich einem Schwätzchen mit einer komplett in Leder gehüllten Frau hingab. McCoy schlich

auf die Plattform und ließ sich am Tisch nieder.

Na los, dreh Dich schon! Mach schon!

Er fand einen Knopf auf der Tischkante und betätigte ihn kurzerhand.

„Hey, komm sofort da ‘runter, Du verdammter…!“

Auf der anderen Seite änderte das *Yellow Frog* vollständig sein Gesicht. Noch bevor der sich drehende Tisch seine Endposition erreicht hatte, drang McCoy ein nach Süßkirsche duftendes Aroma in die Nase. In der Luft lag ein quälend aufwühlender Duft. Dann kam die Plattform zum Stillstand, als wäre sie die Gondel einer Bahn in einem Vergnügungspark, die das Ende ihrer Rundfahrt erreicht hatte. Bitte alle Aussteigen.

McCoy nahm in Augenschein, wo er angelangt war, und spazierte durch die Kulisse, die deutlich annehmbarer, aber deshalb nicht weniger dubios war als der vordere Bereich des Clubs. In einem Teil der Halle gab es diverse Tische, an denen verschiede-

ne Formen des Glücksspiels praktiziert wurden; exotische Frauen schmiegten sich an ihre Begleiter oder tanzten an Metallstangen auf erhöhten Plattformen im Stroboskoplicht.

In einem anderen Teil der Einrichtung, jenseits des offenen, leicht erhöhten Zentrums mit den luxuriösen Sitzgelegenheiten, befand sich eine Bar, ihrerseits deutlich vornehmer als das, was im Diskosaal geboten wurde. Die Theke bestand aus glänzendem Mahagoni, wies Verzierungen aus Messing auf. Kleine Schirmlampen, goldene Schwäne und Putten schmückten sie.

Hinter der Theke hing ein großes Bild, das eine spärlich bekleidete Frau auf einer Schaukel zeigte. Hier blubberten Drinks, die schäumten, Cocktails, die die Farbe wechselten, wenn man sie an die Lippen führte. Unangenehm süße Dampfschwaden, deren leicht beißender Geruch an Gewürznelken mit Honig erinnerte, entsprang vielen verzierten Wasserpfeifen im Raum, von denen eine Gruppe persisch aussehender Männer regen Gebrauch machte.

Unmittelbar gegenüber der Bar gab es eine große Bühne, auf der zwei Reihen Fackeln

brannten. Dahinter befand sich ein heruntergelassener roter Vorhang. Die Bühne erinnerte an ein altmodisches Theater und verfügte in der Mitte über einen großen Steg. Vermutlich war er den Auftritten von Tänzerinnen und anderen Showkünstlern vorbehalten.

Der letzte, leicht abgeschiedene Bereich des „VIP-Bereichs“, wie der Türsteher in genannt hatte, bot lange Bahnen lichtdurchlässiger Vorhänge aus vielfarbigem Stoff. Dahinter zeichneten sich die aufreizenden Konturen weiblicher Körper ab. Wer immer diesen Laden hier leitete, er schöpfte wirklich jedes Quäntchen Potenzial aus, um seine Gäste – natürlich nur Gäste, die es auch wert waren – bei guter Laune zu halten.

„Hey, hey, hey, wer schneit denn da zu meiner Tür herein?! Sie seh’n aus, als könnten Sie ‘ne Prise Spaß vertragen!“

Ein schräger Paradiesvogel mit viel zu großem Schnäuzer, rotem Anzug und einer überdimensionalen, regenbogenfarbenen Fliege stand plötzlich neben ihm. Er war ziemlich dick und hatte ein schwammiges Gesicht. In den kleinen Augen glänzte Durchtriebenheit, und die vollen Lippen

formten ein spöttisches Lächeln. Dort, wo man normalerweise die Nase erwartete, zeigte sich eine hässlich Prothese aus Metall.

„Wieso sagt mir das jeder hier?“, entgegnete McCoy.

Der Mann zeigte demonstrativ auf ihn. Als er durch die Metallnase Luft holen, hörte man ein leises, vibrierendes Pfeifen. Übermelodisch formulierte er: „Weil Sie es mit sich ‘rumtragen, Freund. Es steht auf Ihrer Stirn geschrieben in fetten Lettern, und es steht hinten auf Ihrem fantasielosen Mantel.“ Die Finger des Mannes spurten durch die Luft, als lese er eine Zeile. ‚AUF DER SUCHE NACH SPASS‘!“ Eine polternde Lache ertönte. „Aber Sie haben Glück: Im *Yellow Frog* sind Sie goldrichtig. Wir haben Spitzenshows, den ganzen Abend lang. Und wenn Sie möchten, versüßen Ihnen unsere Ladies die Stimmung. Kommen Sie, ich geb‘ Ihnen einen aus.“

Gemeinsam gingen sie zur Bar, wo ein Angestellter sie erwartete; ein Mann im Smoking mit öligen, zurückgelegten Haaren.

„Was wünschen Sie, Sir?“

„Keine Ahnung. Was empfehlen Sie mir denn?“, wandte sich McCoy an den Fliegenträger.

Der wusste schon Bescheid. „Mixen Sie ihm einen *Venus-Eyetrap*.“

„Also schön. Was immer das sein mag.“

„Sie werden es *lieben*, Freund.“

„Ein *Venus-Eyetrap*. Kommt sofort, Sir…“ Der Mann drehte sich um und begab sich daran, das aufgegebene Getränk herzustellen.

McCoys Blick fiel wieder auf den Kerl, der neben ihm stand und von dem er annahm, dass ihm das *Yellow Frog* gehörte. „Hey, kenn‘ ich Ihr Gesicht nicht irgendwo her? Sie erinnern mich an ‘nen Typen namens Early Q. Er hat ‘nen Club in L.A., auf der Erde. Sie kennen ihn nicht zufällig?“

„Early?“ Der Mann lachte wild auf. „Sie werden es mir vielleicht nicht glauben, aber er ist mein Cousin.“

McCoy schob die Brauen zusammen. „Sie verschaukeln mich.“

„Seh‘ ich so aus, als hätte ich das nötig? Aber keine Sorge, ansonsten haben wir nur wenig gemein.“

„Sie meinen bis auf das Glücksspiel- und Clubgeschäft.“

„Sie sagen es, Freund.“, erwiderte der Mann. „Early und ich waren noch nie auf derselben Wellenlänge. Wenn Sie verstehen, was ich meine. Er ist so ein schmutziger Halunke.“

„Verstehe, und Sie sind hier der Saubermann.“, antizipierte McCoy.

Der Andere lachte so eruptiv, dass eine regelrechte Gischt aus seinem breiten Mund sprühte. „Ich bin Denny Fontaine.“

McCoy wies sich aus.

„Sieh einer an. Ein *Blade Runner*. Muss ich jetzt Angst haben?“ Der Mann gluckste erneut. „Einen von Euch hab‘ ich zum letzten mal vor zehn Jahren gesehen. Kurz bevor ich Mutter Erde den Rücken gekehrt hab‘. Damals hatte ich eine Vision und bin zu den Sternen geflogen. *Diese* Vision.“ Er

breitete die Arme aus, seine Umgebung bedeutend.

„Ihre Vision liegt in einem ziemlich schmuddeligen Viertel von Lakota, das dürfte Ihnen klar sein. Wäre ‘ne Standortverlegung nicht erwägenswert für Sie?“

„Im Gegenteil.“, widersprach Denny und gebärdete sich übertrieben. „Meine Kunden kommen von *überall* her. Und die besser betuchten von ihnen schätzen die raue, unbelassene Wildheit von Sektor Braun. Hier riecht es noch nach Freiheit, nach Abenteuer! Nein, das ist Teil unseres Geschäftsmodells. Alles hier ist authentisch!“

„Authentisch, hm? Das ist gar kein so schlechtes Stichwort. Ich nehm‘ an, Sie haben ‘ne dumpfe Vorstellung, warum ich auf Lakota bin?“

„Kann’s mir denken. Hab‘ gehört, dass es auf den oberen Ebenen Ärger gab.“

McCoy presste die Lippen zusammen. „Ärger ist noch milde ausgedrückt. Ich würde eher von *Riesen*ärger sprechen.“

„Damit haben wir hier nichts zu tun.“

„Na ja,“, meinte McCoy, „das bleibt abzuwarten.“

Das aufgesetzte, pseudoheitere Gesicht seines Gegenübers verlor schlagartig an Strahlkraft. „Was soll das heißen, Freund?“

„Dass Sie besser kooperieren sollten. Ihr Rausschmeißer hat mich vorhin ziemlich angemacht.“

„Oh, ich mag Hanoi, aber ich kann nicht bestreiten, dass er ein bisschen zu temperamentvoll ist, von Zeit zu Zeit.“

„Also, ich sag‘ Ihnen jetzt, was Sache ist. Es gibt noch eine Reihe flüchtiger Reps auf der Station. Wir konnten ihre Fluchtroute bis in die unteren Sektoren zurückverfolgen. Und da sie die Angewohnheit haben, in falsche Identitäten zu schlüpfen, wenn sie eine Fehlfunktion haben, werd‘ ich in Ihrem Laden mal nach dem Rechten sehen.“

Denny saugte an seiner Unterlippe. „Welcher Replikant geht schon in einen Club? Das ist doch absurd.“ Als McCoy nichts dazu sagte, fügte der Inhaber hinzu: „Ist das wirklich nötig?“

„Ist es. Ich werd‘ mich mit Ihren Angestellten unterhalten…und mich gegebenenfalls wieder bei Ihnen melden.“

„Ich sag‘ Ihnen jetzt ‘was, Freund: Mein Club ist sauber. Ich dreh‘ keine krummen Dinger. Ich hab‘ mich mit *ehrlicher* Arbeit hochgearbeitet.“

„Dann haben Sie ja nichts zu befürchten. Oder zu verstecken.“ McCoy griff in die Tasche seines Mantels und zeigte ihm das Foto. „So, hier kommt meine erste Frage. Kennen Sie einen Typen namens Emanuel Mantico? Er soll in Ihrem Club gesichtet worden sein. Wir vermuten, dass er ‘was mit CARS zu schaffen hat und in die Kämpfe auf den oberen Ebenen verwickelt war.“

„Nie geseh’n. Dieser alberne Banause war ganz bestimmt nicht in meinem Club. Wenn’s so wäre, würde ich mich daran erinnern. Ich vergesse nie ein Gesicht.“

„Tja, bei so vielen Kunden kann man schon mal den Überblick verlieren. Vielleicht kam er zu einem Ihrer Angestellten. Oder zu einem Ihrer Mädchen?“

„Mir entgeht nichts, Freund. Ich hab‘ Argusaugen. Dieser Mann hat nie einen Fuß hier ‘rein gesetzt.“ Denny betrachtete ihn inzwischen bitterernst. Dann tippte er mit einem dicken, rötlichen Finger gegen McCoys Brust. „Hey, ich mag keine Störenfriede, wissen Sie?“

„Und ich mag keine Leute, die Geheimnisse haben.“

Der Clubbesitzer stierte ihn herausfordernd an. „Gehen Sie gefälligst vorsichtig vor und vergraulen Sie mir nicht meine Kundschaft. Ich bin ein umgänglicher Mensch, aber ich kann auch anders.“

„Solle das ‘ne Drohung sein?“

„Eine Feststellung. Sie haben’s vorhin gesagt: Ins *Yellow Frog* verirren sich sogar einige der Wohlhabenderen aus den anderen Sektoren. In dieser ganzen Scheiße hier in Braun bin ich wohl einer der wenigen Ladenbetreiber, die von sich behaupten können, dass sie Kundschaft anziehen. Ich will nicht der Leidtragende sein, nur weil irgendwer auf den oberen Ebenen am Rad gedreht hat.“

„Ich werd‘ mich unauffällig unters Publikum mischen.“

Denny klopfte mit dem großen goldenen Ring an seinem Mittelfinger zweimal auf die Theke. Dann holte er eine dicke Zigarre hervor, an der er demonstrativ roch. Anschließend beobachtete McCoy, wie er sich die gewaltige Giftnudel anzündete. „Ich behalt‘ Sie ihm Auge, Freund.“

„Schon kapiert.“

„Bitte sehr, Sir. Ihr *Venus-Eyetrap*.“, sagte der Kellner, nachdem er mit dem beeindruckend aussehenden Cocktail zu McCoy zurückgekehrt war.

„Genießen Sie Ihren Drink, Mister McCoy.“ Denny wich von der Theke und ließ ihn allein.

17

„Hi! Na, seid Ihr alle gut drauf heute Abend? Falls nicht, wird sich das ganz schnell ändern! Vorhang auf – für unseren Entertainer: Gordo Frizz!“

…

„Was haben die Ehe und ein Tornado gemeinsam? Am Anfang wird kräftig geblasen – dann verlierst Du Dein Haus. Wisst Ihr, wie meine erste Frau hieß? – Twister*!“*

…

„Ein Arzt ruft seinen Patienten an. Ich habe eine schlechte und eine noch schlechtere Nachricht für Sie. Die schlechte Nachricht ist: Sie haben nur noch 24 Stunden zu leben. Der Patient sagt: Was könnte schlimmer sein als das? Sagt der Arzt: Ich

versuche schon seit gestern, Sie zu erreichen!“

…

„Was passiert ‘nem Replikanten, der falsch geparkt hat? Er wird sofort aus dem Verkehr gezogen. Hahaha!“

…

Es war spät geworden, sehr spät. McCoy hatte sich an die Bar gesetzt und dem Abendprogramm im *Yellow Frog* beigewohnt. Nach einigen für seinen Geschmack viel zu virtuosen Tanzeinlagen eines tibetanischen Verrenkungskünstlers, die ihm etwas mulmig zumute werden ließen, kam ein halbnackter Pantomime, der ganz gewiss bessere Zeiten erlebt hatte. Dann ein Alpentrio, das so unausstehlich jodelte, dass ihm beinahe körperlich schlecht wurde. Es folgte ein Komiker in albernem Aufzug. Er hieß Gordo Frizz, und seine Witze waren so verboten schlecht und zudem lieblos heruntergeleiert, dass man einfach stutzig werden musste.

Jemand, der so miese Witze machte, konnte doch nur verdächtig sein. McCoy

beschloss, den Kerl nach seinem Auftritt abzufangen. Dankbar kam ihm entgegen, dass Frizz, nachdem er den spärlichen Publikumsapplaus entgegengenommen hatte, von sich aus die Theke ansteuerte, wo er sich einen *Tsingtao* genehmigte.

„Sieh einer an. *Tsingtao*. Kenn‘ nicht viele hier draußen, die darauf steh’n.“

Der Mann im viel zu großen Frack wandte sich zu McCoy um, der neben ihm an der Theke lehnte. „Nennen Sie es einen Hauch Nostalgie von einem alten Terraner. Ein zünftiger Schluck bringt mir das gute, alte L.A. auf einen Schlag zurück.“

„L.A.? Na, das nenn‘ ich mal ‘nen Zufall. Ich bin auch von dort, genau wie Ihr Boss. Das Sonnensystem muss ganz schön klein geworden sein.“

Gordo betrachtete McCoy aufmerksam, dann schnipste mehrmals, als warte er auf einen Geistesblitz. „Halt, ich hab’s gleich – LAPD, oder?“

„Woher…?“

„Na, Ihr Mantel. Der sagt alles.“

„Wirklich? Eigentlich bin ich in Zivil unterwegs.“

Gordo schmunzelte. „Ihr Cops denkt immer, die Welt um Euch herum wäre blind oder blöd…oder beides.“

McCoy zuckte demonstrativ die Achseln. „Also, ich denk‘ *gar* nichts, außer dass wir beide uns mal gepflegt unterhalten sollten.“

„Na, dann *unterhalten* Sie mich mal, alter Junge.“, meinte Gordo. „Aber vorher sollten Sie sich höflich vorstellen. Hat Ihnen das Ihre Mami nicht beigebracht?“

„Stimmt, jetzt, wo Sie’s erwähnen, dämmert da ‘was bei mir. Ray McCoy, *Blade Runner*.“ Wieder musste die Dienstmarke herhalten.

„Wusst‘ ich’s doch.“, gab sich der Entertainer zufrieden. „LAPD… Halt, da gab‘s doch mal einen gewissen Dave Holden, oder? War ein ganz anständiger *Panacca*-Spieler. Kein übler Bursche.“

McCoy hielt kurz inne. „Ja, Holden ist einer unserer ehemaligen Mitarbeiter.“

„Ehemalig?“ Gordo grinste breit. „Sagen Sie bloß, er hat grünere Weiden aufgesucht?“

McCoy hielt kurz inne und kniff sich ins Ohr. „Na ja, könnte man so ausdrücken…in gewisser Weise. Sagen Sie, wie lange sind Sie schon fort von der Erde, Gordo?“

„Gar nicht mal lange her. Bald sind’s drei Jahre. Damals hab‘ ich bei Taffey Lewis gearbeitet, aber wir haben uns nicht sonderlich gut verstanden. Haben uns nicht gerade im guten Einvernehmen getrennt.“

„Warum? Haben Sie sich ‘was zu Schulden kommen lassen?“

„Reden Sie keinen Unsinn, Mann.“, wies Gordo die Frage von sich. „Taffey ist einfach ein engstirniger, kleiner Gauner, der seine Angestellten auspresst. Ich wusste, ich bin mehr wert…und ich *kann* mehr. Und dann dachte ich mir: Wieso nicht gleich groß auf Tour gehen?“

Oh je… Klassischer Fall von Größenwahn., dachte McCoy und zog sich warm an.

Gordo schwärmte: „In der Zwischenzeit hab‘ ich fast das ganze Sonnensystem bereist.“ Sein gespreizter Zeigefinger ging im Kreis. „Einmal ‘ne große Runde um den Block und wieder zurück. Sie haben keine Ahnung, wo Gordo Frizz überall war und bei wem er alles Eindruck hinterlassen hat.“

Gegenüber Taffeys Laden ist das hier jedenfalls kein Aufstieg… Der Typ ist eher sowas wie ein humoristischer Vagabund. Aber mit ordentlich Starallüren.

„Demnach haben Sie ‘ne Menge Leute mit Ihren Spaßeinlagen beglückt.“

„Goldrichtig, alter Junge. Gordo Frizz hat ein unerschöpfliches Repertoire an Jokes auf Lager. Wenn Sie wollen, kann ich auch singen. Oder tanzen. Oder beides auf einmal. Ich kann *alles*. Ich bin hier bei Denny zwar nur das Vorprogramm, ist aber besser als ‘n Tritt in den Hintern, wenn Sie verstehen, was ich meine.“ Gordo zeigte erneut unnatürlich weiße Zähne.

„So ungefähr.“, entgegnete McCoy.

„Ich kann *wirklich* alles – ich bin der direkte Nachfolger von Franky, Sammy Dee und Dino Martini.“

„Ähm…von wem?“

„Mann, Sie müssen ja ‘n totaler Spießer sein, wenn Sie nicht wissen, wer ‚The Voice‘ war. Sie wissen schon: *Ol‘ Blue Eyes*, *the Chairman of the Board*. *Sinatra*, Mann!“

„Der Typ ist ‘ne Weile tot, oder?“, meinte sich McCoy zu entsinnen.

„Hey, lassen Sie sich eines gesagt sein: An den Namen Gordo Frizz wird man sich erinnern, genau wie an *Ol‘ Blue Eyes*. Mein Name steht zwar noch nicht auf den Plakaten am Eingang, aber das kommt noch.“

„Ja, ganz sicher.“ Es war an der Zeit, zum Eigentlichen vorzustoßen. „Sagen Sie, haben Sie irgendwelche verdächtigen Typen hier gesehen? Irgendwann in letzter Zeit? Irgendjemand, der Ihnen nicht ganz koscher vorkam?“

„Zum Teufel: *nein*. Ich meine, was is’n das für ‘ne merkwürdige Frage. Seh’n Sie sich doch nur mal um – hier treiben sich jeden

Abend so viele Freaks ‘rum… Dieser braune Sektor ist ohnehin ein schwieriges Pflaster. Ich hätt‘ nichts dagegen, wenn dieser Laden hier in die besser betuchten Gegenden der Station umziehen würde. Aber über Standortpolitik reden Sie besser mit meinem Arbeitgeber. Und jetzt beantworten *Sie* mir mal zur Abwechslung ‘ne Frage: Warum quetschen Sie mich hier aus?“

„Ganz einfach: Ich such‘ ein paar Typen, die *garantiert* keine Lizenz zum Unterhalten haben. Reps.“

„Reps? Sie meinen ‚Hautjobs‘?“ Gordos Augen weiteten sich. „Oh, sagen Sie bloß, Sie Held sind den ganzen Weg nach Lakota gekommen, um uns arme Säcke vor ein paar irrlichternden Toastern mit Hautüberzug zu schützen?“

„Na, na.“, schnalzte McCoy. „Wie wär’s mit etwas Applaus?“

„Den kriegen Sie von mir, wenn Sie auch die Junkies, Outrider und anderen Illegalen hinter Schloss und Riegel bringen. Die sind hier das eigentliche Problem. Seh’n Sie diese Narbe hier?“ Er hatte sein Kinn gehoben, und nun sah McCoy eine Narbe, die sich

halsabwärts bis fast zur Schlagader erstreckte. „Will Ihnen nicht passieren, dass Sie nach getaner Arbeit auf dem Weg zu Ihrem Quartier aufgeschlitzt und ausgenommen werden wie ‘ne Weihnachtsgans.“ Gordo verpasste ihm einen Klaps auf die Schulter und setzte sich ein konzentriertes Gesicht auf. „Also, mein Rep-Detect-Kumpel: Wie läuft das bei Ihnen? Wenn Sie ‘nen Verdacht haben, dass jemand ein Replikant ist, holen Sie dann Ihre Wumme hervor und schießen denjenigen über den Haufen? Schöner Job, was, Detective?“, setzte er mit höhnischem Gelächter hinterher.

„Ganz so einfach läuft das nicht.“

„Nicht?“ Der Entertainer schlug sich auf die Brust. „Was wäre, wenn ich vorgebe, ein Replikant zu sein?“

„Soll das ‘ne Ausrede für Ihre lausigen Witze sein, Gordo?“

Gordo kippte sich den Rest seines Drinks herunter. „Wie können Sie genau feststellen, ob jemand wirklich ein Rep ist?“

„Es gibt da einen Test.“

„Test? Das ist doch lächerlich. Welcher Replikant lässt sich ‘nem Test unterziehen? Wie schnell doch die Zeit vergeht. So langsam muss ich los. War schön, mit Ihnen geplaudert zu haben…“

McCoy hielt ihn am Arm fest. „Wenn ich versuche, jemanden zu vernehmen und er zieht alles ins Lächerliche und haut ab, dann ist das ein ziemlich eindeutiges Zeichen.“

„Es könnte aber auch ein ziemlich eindeutiges Zeichen sein, dass Sie sich öfter mal waschen sollten.“ Gordo kicherte schrill. „Na, wie war der?“

„Fangen wir damit an, dass ich *Ihnen* den Kopf wasche. Zieh’n Sie keine Show ab, Gordo, sondern antworten Sie klipp und klar auf meine Fragen.“

„Ich wusste nicht, dass Sie noch welche haben.“

McCoy hielt ihm das Foto vor. „Kennen Sie diesen Mann?“

„Wer soll das sein? Und warum sollte gerade ich den kennen?“

„Er heißt Emanuel Mantico. Soll sich hier häufiger mal herumgetrieben haben.“

„Fragen Sie doch Denny. Der hat hier den Überblick, denk‘ ich. Tut mir Leid, Detective, ich kann Ihnen nicht weiterhelfen. Aber wo Sie mich vorhin nach dubiosen Gestalten gefragt haben: Vielleicht sollten Sie mal diese Lucy Devlin ‘nem Verhör unterziehen?“

„Wer ist das?“

„Bleiben Sie einfach brav hier sitzen. Sie hat Ihren Auftritt in einer knappen Stunde. *Die Lady des Lichts*.“, intonierte er übertrieben, grunzte abfällig und verdrehte den Kopf. „Der Höhepunkt der Nacht.“

McCoy erinnerte sich an den entsprechenden Programmpunkt; er bildete den Abschluss. „Die Sängerin? Aus dem Hauptprogramm?“

„Genau die.“

„Was stört sie an dieser Lucy, Gordo?“

„Fontaine hat sie vor ein paar Tagen einfach eingestellt, weil er schnell eine neue Diva brauchte, nachdem die alte gekündigt

hatte. Ich fand das nicht richtig. Hab‘ ihm damals vorgeschlagen, mich einfach in den Programmslot zu schieben. Ich kann hier auch die Gemüter bedienen. Aber hat er auf mich gehört? Er hat sich von dieser koketten Lucy direkt den Kopf verdrehen lassen.“

„Verstehe. Sie sind jetzt neidisch, dass sie Sie auf Anhieb überflügelt hat.“

„*Ach Quatsch! Gequollener Blödsinn!*“, brauste Gordo auf. „Ich hab‘ meine Gründe, ihr nicht über den Weg zu trauen. Niemand weiß, woher sie kommt. Sie hat so gut wie nichts über sich erzählt, und Denny hat nicht gefragt. Er hat schon immer nur darauf geachtet, dass die Kasse klingelt. Er brauchte einen Ersatz, und da war sie – er hat sie genommen. *Zack*. Der Rest war ihm egal. Eigentlich nicht anders als Taffey oder sein Cousin Early. Nehmen Sie sie mal unter die Lupe, Detective. Etwas ist faul bei ihr.“ Gordo tippte sich gegen die Schläfe. „Ich hab‘ diesen sechsten Sinn.“

McCoy zog einen Mundwinkel zur Seite. „Das hat mir eine schizoide Roma vor einer Weile auch gesagt. Und dann hat sie begonnen, halbnackt Tänze aufzuführen. Sie hätten mal das Herzchenmuster sehen sollen.“

„Sie sind ‘n netter Bursche, Detective. Und ich würde gern noch ein bisschen bleiben und plaudern. Aber ich muss jetzt wirklich los. Trinken Sie einen für mich.“

McCoy ließ ihn ziehen. Er beobachtete, wie sich Gordo einen albernen, knallroten Zylinder mit einer Feder an der Seite aufsetzte, ehe er erneut mit zwei Fingern auf ihn zeigte. „Und Sie sind sich ganz sicher, dass Sie kein Autogramm wollen? Ich weiß, zurzeit bin ich noch nicht so bekannt. Aber irgendwann wird der Tag kommen, an dem ein Autogramm von *Gordo Frizz* eine Menge *Chinyen* wert sein wird.“

„Vielleicht komm‘ ich drauf zurück. Viel Erfolg noch, Kumpel.“ McCoy toastete ihm symbolisch mit seinem Glas zu. Als Gordo gegangen war, flüsterte er: „Armer Irrer…“

18

In der Sphäre

„Ihr wolltet mich sprechen, Wilburine Mercer?“

„Precus. Danke, dass Sie gekommen sind. Ich wollte mich nach unseren Gästen erkundigen. Haben Sie mit ihnen sprechen können?“

„Ich habe mit Mister Deckard gesprochen.“

„Was für einen Eindruck haben Sie von ihm?“

„Nun, er wirkt recht schmalsilbig; nicht unbedingt motiviert, eine Unterhaltung zu

führen oder etwas preiszugeben. Schlechte Erziehung scheint daran schuld zu sein. Kein Wunder angesichts der Verdorbenheit der Erde. Tatsächlich hat er nicht viel gesagt außer dass er sich auf der Durchreise Richtung Systemrand befinde. Und da wäre noch etwas. Mister Deckard und Schwester Victoria, eine unserer Jüngerinnen mit der kürzesten Zugehörigkeit, kennen sich von früher. Ich glaube sogar, sie waren früher einmal liiert."

„Denken Sie, dies ist der Grund für Deckards Anwesenheit hier?"

„Nun, ich bezweifle, dass er es darauf angelegt hat, Ganymed zu besuchen. In dieser Hinsicht denke ich, dass es sich schlicht um ein Versehen handelte. Um einen Zufall."

„Nach meiner Erfahrung *gibt* es keine Zufälle."

„Schwester Victoria beteuert jedenfalls, dass sich Deckards und ihre Wege bereits vor Jahren irreversibel getrennt haben."

„Und seine Begleiter?"

„Der Mann mit dem Hut ist sogar noch verschwiegener als Mister Deckard. Ihm lässt sich so gut wie nichts entlocken. Er ist vollkommen unzugänglich und auch nicht bereit, etwas preiszugeben. Ich glaube, Eure Jünger fürchten sich vor ihm. In der Tat komme ich nicht umhin, einzuräumen, dass er aussieht wie ein ominöser Dämon. Ich würde sagen, je schneller diese Leute wieder abreisen, desto besser. Sie stören Eure herrliche Gemeinschaft in ihrer Abgeschiedenheit. Sie sind nicht diejenigen, die helfen können, den Kodex zu leben und ein besseres Volk aufzubauen."

„Was ist mit der Frau?"

„Sie ist erst vor kurzem wieder zu Bewusstsein gekommen."

„Es mag sich merkwürdig anhören, aber seit sie unter uns weilt, kann ich ihre Anwesenheit…*spüren*."

„Vergebt mir, ich verstehe nicht ganz. Wie meint Ihr dies, Wilburine Mercer?"

„Sie hat eine telepathische Präsenz, die ich hier in der Sphäre auffange. Ich bin mir ganz sicher. Eine Art von Energiefeld, wie

eine Welle, die heranrauscht… Mal ist es schwächer, mal stärker, doch es ist da. Ich vermag es nicht zu erklären, nur *dass* es so ist. Wer ist sie?“

„Mister Deckard sprach von ihr als seiner Gefährtin. Mehr konnte ich bislang nicht herausfinden.“

„Stellen Sie Nachforschungen an. Ich möchte etwas über ihre Identität erfahren. Und weshalb sie gerade hier, bei uns, angekommen ist.“

„Wie Ihr wünscht.“

„Ich würde mich nicht wundern, wenn mehr hinter ihr steckt als es den Anschein hat.“

„Mehr?“

„Etwas ist an ihr. Etwas Außergewöhnliches. Halten Sie mich über Ihre Erkenntnisse auf dem Laufenden. Und wenn die Zeit reif ist…bringt sie zu mir.“

19

Rachael saß aufrecht im Bett des kleinen, komfortfreien Zimmers. Sie öffnete ihre Hand und betrachtete die murmelgroße, gläserne Figur, die Galloway ihr zum Abschiedsgeschenk gemacht hatte.

Es ist eines der wenigen Geschöpfe, von denen man annimmt, dass es an so gut wie jedem Ort überleben kann. Selbst im Vakuum des Alls, Lichtjahre vom Sonnenlicht entfernt. Faszinierend, nicht wahr? Ein so unscheinbares Lebewesen besitzt doch eine Zähigkeit, von der die allermeisten nur träumen können.

Das Bärtierchen war furchtbar hässlich, aber seine adipöse Form machte es auch irgendwie niedlich. Was jedoch einzig zählte, war, was Galloway ihr gesagt hatte, als er ihr die Figur überreichte. Der alte Wissenschaftler mit seinen vielen Weisheiten war

hier ans Herz gewachsen. Sie vermisste ihn und seinen Rat.

Es schien ihr vorherbestimmt zu sein, dass sie all die Personen, die sie ins Herz schloss, früher oder später wieder verlor. Das war eine deprimierende Erkenntnis. Alles war flüchtig, nichts konnte von ihr gehalten werden. Sie war eine Vagabundin, entwurzelt und einsam. Die einzige Ausnahme bildete Deckard. Er war noch bei ihr. Er teilte alles mit ihr.

Der Kopf tat ihr immer noch etwas weh, auch wenn sie ansonsten wohlauf war. Bedachte man, dass ihr Wiedererwachen aus dem Koma gerade mal einen knappen Tag zurücklag, musste man wohl sagen, dass es ihr den Umständen entsprechend gut ging.

Für Rachael war die Rückkehr in die reale Welt mit zahlreichen Veränderungen und Umstellungen einher gegangen. Das Letzte, woran sie sich erinnern konnte, war ihre dramatische Abreise vom Mars gewesen; Deckards alter Bekannter Gaff, der aus dem sprichwörtlichen Nichts aufgetaucht und sie vor dem sicheren Ende bewahrt hatte. Dann hatte sich eine tagelange Hatz durch das Sonnensystem angeschlossen, ehe sie nahe

dem Jupiter abgeschossen worden waren. Danach: Schwärze. Ein langer Traum aus einem anderen Leben. Und dann war sie wieder aufgewacht, Deckards besorgtes Gesicht direkt über ihr.

Nun befand sie sich auf einer entlegenen Kolonie aus spirituell anmutenden Einsiedlern, von denen sie nicht wusste, was sie von ihnen zu halten hatte. Offiziell gab es die Gemeinschaft nicht, und Ganymed war eine Geisterwelt.

Allem Anschein nach hatten diese Leute einen Krater auf der Oberfläche des Jupitermondes besiedelt und dort eine vergleichsweise gut funktionierende, wenn auch eher simple Niederlassung errichtet – mitsamt allem Nötigen, um sich autark versorgen zu können. Der Zusammenhalt in dieser Gemeinschaft schien ausgeprägt, aber nach außen waren ihre Mitglieder eher verschlossen und vorsichtig. Bis auf Victoria Lincoln, die als eine Art Ansprechpartnerin für die Havarierten fungierte – derer es nach Sadiks Tod nur mehr drei gab –, hatten sie kaum Kontakt zu anderen Personen gehabt, und Deckard hatte ihr geraten, mög-

lichst im Quartier zu bleiben, das ihnen zugeteilt worden war.

Rachael war ausgesprochen überrascht, um nicht zu sagen beinahe ungläubig gewesen, als sie erfahren musste, dass Deckard und Victoria Lincoln einander kannten. Dass sie eine gemeinsame Vergangenheit hatten, wenigstens bis zu einem gewissen Punkt. Mehr noch: Sie waren Liebende gewesen, verheiratet. Deckard hatte ihr nie auch nur ein Sterbenswort darüber gesagt; auf der anderen Seite hatte sie sich nie bei ihm erkundigt, welche Partnerinnen er gehabt hatte und wie lange seine letzte Beziehung schon zurücklag. Vielleicht, weil er ihr seit ihrer ersten Begegnung in Tyrells Konferenzraum wie jemand vorgekommen war, der zutiefst vereinsamt war, der zu nichts und niemandem gehörte. Sie hatte sich bislang nicht vorstellen können, dass es jemand anderes in seinem Leben gegeben hatte, geschweige denn dass er mit jemandem verheiratet gewesen war, doch nun hatte sie die Realität diesbezüglich eingeholt und eines Besseren belehrt.

Deckard hatte Rachael gesagt, dass Victoria über ihre wahre Identität Bescheid wuss-

te. Sie habe es herausgefunden, da sie die Werbebroschüre gefunden habe, doch habe sie ihm versprochen, es für sich zu behalten. Deckard hatte gemeint, sie sollten Victoria vertrauen. Rachael spürte eine gewisse Unsicherheit bei ihm, aber offenbar klammerte sich Deckard an das Prinzip Hoffnung; daran nämlich, dass seine Ex-Frau sie nicht bei den Anführern der Gemeinschaft verriet, bis sie einen Weg gefunden hatten, wieder abzureisen.

Es wird nichts passieren, ich versprech's Dir., hatte er nachgeschoben. Unter seiner Oberfläche schien er viel besorgter als er zugeben wollte.

Auf den ersten Blick schien die Kolonie derart abgeschieden und separatistisch veranlagt, dass niemand hier etwas mit dem Rest des Sonnensystems zu tun haben wollte und sich folglich auch nicht für die Jagd nach einer flüchtigen Replikantin und einem von der Fahne gegangenen *Blade Runner* interessiert hätte, selbst wenn man davon erfahren hätte. Doch war das noch kein Grund zur Beruhigung.

Es gab Anzeichen, dass die Kolonisten den Segnungen der modernen Technologie nicht

unbedingt wohlgesonnen waren, ganz im Gegenteil. Sie führten ein rustikales Leben und schienen von der Sorge durchdrungen, dass Maschinen dem Menschen etwas Entscheidendes wegnahmen; sie misstrauten modernen Gerätschaften beinahe chronisch. Deswegen hatten sie so gut wie alle komplexeren technischen Apparaturen aus ihrem hiesigen Leben strikt verbannt und sich stattdessen ihrem spezifischen Glauben – einem gewissen Kodex – und der Kontemplation verschrieben. Auch Replikanten gegenüber hatten sie deutliche Vorbehalte, sahen ihre Erschaffung als Sündenfall an. Es war völlig unklar, was passieren würde, wenn Rachael sich offenbarte – oder aufflog. Sie wollte es nicht unbedingt ausprobieren müssen.

Rachael konnte Victoria noch nicht richtig einschätzen. Oberflächlich gesehen verhielt sie sich freundlich und hilfsbereit. Dass sie der Gemeinschaft noch nicht lange angehörte, merkte man ihr dahingehend an, dass sie eine lockerere Art hatte; auch ihre Sprache war weniger gewählt, freier heraus. Andererseits verriet sie nicht gerade viel über sich. Mit Deckard schien sie mehr zu spre-

chen, auch wenn ihr Verhältnis zu ihm zerrüttet zu sein schien.

Was war zwischen ihnen beiden vorgefallen? Warum war ihre Beziehung schließlich auseinander gegangen? Rachael wusste nicht, ob sie von Deckard Antworten auf solche Fragen erhalten würde. In der jetzigen Situation, wo eine gewisse Spannung und Nervosität in der Luft lag, wollte sie ihn nicht offen damit konfrontieren. Vielmehr hoffte sie, dass er sich ihr irgendwann öffnen würde.

Fürs Erste passte es Rachael nur, wenn sie sich die meiste Zeit über auf ihr Quartier beschränkte, insbesondere dann, wenn Deckard nicht bei ihr war. Sie musste eine Menge verarbeiten und Sinn in den Dingen finden. Was während ihres Komas geschehen war, wirkte immer noch nach.

Das Koma. Von außen besehen, mochte sie wie sediert gewesen sein; in ihrem Innern hatte sie hingegen Erlebnisse angehäuft, die sie ebenso verstört wie fasziniert hatten. Sie hatte es geschafft – zum ersten Mal war sie in Roys Erinnerungen gewesen. Und diese Erinnerungen hatten sie überflutet, sprichwörtlich mitgerissen. Diese Bilder und Ge-

räusche… Sie war überzeugt, dass sie exakt das gewesen waren, was Roy auch erlebt hatte. Rachael erinnerte sich an alles, was sie durch seine Augen gesehen und durch seine Ohren gehört hatte. Sie war Zeuge gewesen; Zeuge seines geistigen Erwachens, seiner Erkenntnis als Individuum, Ausgangspunkt seines Kampfes, der ihn schließlich auf die Erde zurückführte.

Sagen wir, ich war schon alt, als die ältesten Völker in der Galaxis gerade erst geboren wurden. Als die Moleküle Eurer Welt sich vereinten und Namen bekamen wie Erde und Wasser und Fisch und Mensch. Ich war einer von vielen. Zahlreich und zeitlos wandelten wir zwischen den Sternen. Es gab so viel zu entdecken, so viel zu lernen… Doch irgendwann endet jeder Stolz. Heute bin ich einer der Letzten meiner Art; einer von ganz Wenigen, die sich entschieden, in diesem Teil des Alls zu bleiben. Ich bin ein Beobachter.

Dieses ominöse, leuchtende Wesen in der Höhle auf Titan… Was war es genau gewesen, von wo war es gekommen? Warum hatte es beschlossen, ihn zu sich zu holen, ihn zu heilen, warum hatte es ihm all das gesagt

und gezeigt? Welche Absicht hatte es verfolgt, indem es sich Roy anvertraute? Weshalb hatte es gerade ihn auserkoren? Würde sie je schlau daraus werden? Würde sie je Antworten erhalten?

Das Wesen hatte Roy gesagt, er habe eine „unsterbliche Seele“, was immer das heißen mochte. Es hatte von einer „Gabe“ gesprochen, die er besäße. Und dann hatte es ihn darin bestärkt, seinen eigenen Weg zu gehen, seine eigenen Entscheidungen zu treffen, aus seinem Sklavendasein auszubrechen. Das Letzte, was sie gesehen hatte, war die weiße Taube, der Roy durch die riesige Grotte hinterhergelaufen war. Wohin hatte ihn die Taube geführt?

Ich habe noch nicht alles gesehen.

Rachael wusste nicht, wann die nächste Welle der Erinnerungen kommen würde...oder ob sie *überhaupt* kommen würde. Alles war möglich, nichts stand fest. Sie würde abwarten müssen. Auf jeden Fall war ihr jetzt völlig klar, dass der Saturn ein vorläufiges Ziel darstellte. Dorthin wäre auch Roy früher oder später gereist, hätte sein Kampf um Leben Erfolg gehabt.

Deckard hatte sie wie üblich verstört angesehen, als sie ihn wieder einmal mit diesen Erkenntnissen konfrontierte, die aus seiner Sicht aus dem Nichts kommen mussten, kaum greifbar waren. Nein, sie mussten sich sogar ziemlich geistig umnachtet anhören, und es tat ihr aufrichtig Leid, dass sie die Dinge für ihn weit komplizierter machte als ohnehin schon. Und doch, obwohl Deckard nicht wirklich verstand, was mit ihr und in ihr vorging, spürte er, dass es eine innere Wahrheit gab, die sie antrieb. Instinktiv vertraute er ihr, und er würde alles daran setzen, sie dorthin zu bringen, wo sie sein musste, das konnte sie fühlen.

Der Umstand, dass Gaff bereits auf Deckard eingeredet hatte, bevor Rachael zu sich kam, war eine dankbare, wenn auch zweifelhafte Unterstützung für sie. Gaff hatte ihn ebenfalls beschworen, sie müssten den Saturn ansteuern. Wie Deckard ihr erzählte, hatte er von einem „ersten Tor“, einer „Passage der Hoffnung“, gesprochen. Was meinte er wohl damit?

Das ist kein See, sondern ein Ozean. Ein Ozean aus Fragen.

Es fehlten noch so viele Antworten… Und das Dumme war: Je mehr von ihnen man erhielt, desto mehr *neue* Fragen erwuchsen daraus. Würde sie je ans Ziel kommen? Rachael bewegte sich in einem Labyrinth der vagen Schemen und verschwommenen Farben und versuchte sich mit dem Wenigen, das sie hatte, voranzutasten, und doch erfüllte sie eine Art von Intuition, die ihr Fokussierung und Entschlossenheit verlieh.

Victoria besuchte sie. Sie brachte ein Tablett mit mehreren Schüsseln darauf, die gefüllt waren mit Gemüse. Stellte es neben dem Bett auf einem kleinen Tisch ab.

„Ich dachte, Sie sind vielleicht hungrig.“

„Danke, das ist sehr nett von Ihnen.“ Rachael blickte in eines der Gefäße, wo ihr erstaunter Blick auf der Ansammlung praller, roter Früchte ruhte. „Sie züchten hier Tomaten? Echte Tomaten?“

„In den Gewächshäusern, ja.“ Victoria lächelte schmal. „Sie würden mir nicht glauben, wie schwer es ist, Tomaten großzuziehen. Mal ist es zu viel Licht, dann wieder zu wenig. Auch was das Wasser angeht, sind sie empfindlich. Aber die Gemeinschaft hat

es geschafft, bestimmte Sorten hier anzubauen.“

„Auf der Erde würden viele Menschen davon träumen.“, sagte Rachael anerkennend. „Echtes Gemüse ist sehr selten geworden…und sehr teuer.“

„Ja, ich weiß. Aber das ist eben der Unterschied zwischen der Erde und der Gemeinschaft. Die Leute hier sind entschlossen, noch mal von vorn anzufangen. Sie ehren die Natur und wollen im Gleichklang mit ihr leben, nicht sie sich untertan machen. Möchten Sie die Kolonie vielleicht besichtigen? Ich könnte sie Ihnen zeigen, auch unser Arboretum.“

Rachael spürte, dass das Angebot aufrichtig gemeint war. Victoria schien in Bezug auf sie nicht abweisend oder übertrieben vorsichtig. Im Gegenteil, etwas an Rachael schien sie zu beschäftigen, zu faszinieren. Trotzdem wollte sie das Zimmer nicht verlassen und schon gar nicht allein. Sie hatte es Deckard versprochen.

„Das ist sehr freundlich.“, dankte sie. „Ich fühle mich momentan noch etwas schwach. Vielleicht später.“

„Natürlich. Ich geh‘ dann wieder.“

„Victoria?“, hielt Rachael sie auf. „Ich wollte Sie noch etwas fragen. Wie war Deckard? Wie war er früher?“

Ein trauriger Glanz huschte über das Gesicht der Brünette hinweg. „Er war… Das ist zu kompliziert. Vielleicht sollten wir es dabei bewenden lassen, dass wir beide anders waren. Es ist schon merkwürdig. Einerseits sagt man, Menschen könnten sich nicht neu erfinden. Andererseits können Erfahrungen und Lehren, die man für sich zieht, einen doch ganz schön verändern. Finden Sie nicht?“

Rachael betrachtete die Andere. „Ein wenig beneide ich Sie.“ Sie wies auf Victorias geschwollenen Bauch. „Dafür, dass Sie bald Mutter werden.“

„Oh, danke. Aber Sie sollten mich nicht beneiden. Das ist einfach…Natur.“

„Dr. Tyrell hat für uns entschieden, dass wir keine Kinder empfangen können. Wir sind nicht in der Lage, uns selbst fortzupflanzen. Ich werde nie schwanger sein, ob-

wohl ich mir das früher immer vorgestellt habe. Ich habe sogar davon geträumt."

Wie ist das, wenn man ein Kind bekommt?, ging es ihr durch den Kopf. *Und wie ist es, geboren zu werden?*

Victoria schien für einen Moment über Rachaels Worte betrübt. Dann entgegnete sie: „Dafür sind Sie wunderschön. *Beneidenswert* schön, wenn Sie mich fragen." Es klang aufrichtig. „Es ist beinahe unglaublich. Wie konnte er Sie so perfekt machen? Tyrell meine ich. Er muss wirklich ein Genie gewesen sein."

„Ein Genie?" Rachael lächelte traurig. „Dr. Tyrell hat viel betrogen, um seine Ziele zu erreichen. Er hat Andere für sich benutzt…und mich auch. Aber nach allem, was er getan hat, kann ich ihm nicht dauerhaft böse sein. Er sah nur sich selbst und sein Werk; nicht das, was daraus wurde."

Victoria betrachtete sie ein paar Sekunden lang. „Ich hätte das nicht für möglich gehalten. Dass Deckard mal alles hinter sich lassen würde, um einer Replikantin das Leben zu retten."

„Ohne ihn wäre ich nicht hier. Ich weiß, dass er ein guter Mann ist.“

„Gut? Das ist mehr als er verdient.“

„Er verdient es.“

Victoria tauchte aus ihrer Nachdenklichkeit wieder auf. „Ich wollte Ihnen noch sagen… Der Leichnam Ihres Freundes – dieses Sadik – wird morgen verbrannt werden. So sind hier unsere Vorschriften. Die Asche wird im Arboretum ausgestreut werden. So wird er ein Teil unserer Erde sein.“

So wie sie es ausdrückte, hatte es etwas Tröstliches. Rachael stellte sich vor, dass in dieser Erde alle Kolonisten, die verstorben waren, aufeinander trafen. Die Gemeinschaft blieb so über den Tod hinaus zusammen. Und aus dieser Erde spross etwas Neues. Diese Art von Kreislauf gab es auf dem Planeten, welchem die Menschheit entsprungen war, schon lange nicht mehr.

„Ich werde es Deckard sagen.“

Victoria verließ sie. Eine halbe Stunde später kehrte Deckard zurück. Als erstes informierte sie ihn über die Verbrennung von

Sadiks Überresten. Er musste es hinnehmen.

„Ich hab‘ mit Gaff gesprochen. Es gibt vielleicht ‘ne Möglichkeit, wie wir von hier verschwinden können. Gaff hat sich umgehört. Die Leute sagen, sie haben alle Brücken hinter sich abgerissen, als sie entschieden, diese Kolonie zu errichten. Sie wollen nie wieder ‘was mit dem Rest der Welt da draußen zu tun haben. Deshalb haben sie die Raumfahrzeuge, mit denen sie her kamen, zerlegt.“

Rachael runzelte die Stirn. „Und wo ist dann unsere Möglichkeit, von der Du sprachst?“

Er setzte sich zu ihr. „Angeblich gibt es ein Wrack, weit draußen am Rand des Kraters. Stammt noch aus den Tagen, als *Shimata-Dominguez* versuchte, auf Ganymed eine Mine hochzuziehen. Irgendwas ist damals passiert, irgendein Unglück. Das ganze Kolonieschiff ist abgestürzt. Muss ein Riesenrums gewesen sein. Es gab wohl viele Tote, aber das Ding ist nicht hochgegangen. Die Bergung wurde als zu aufwändig eingestuft, also ließ man das Schiff dort. Das muss jetzt an die dreißig Jahre her sein. Das Wrack

liegt da zwar schon ‘ne Weile, aber mit etwas Glück finden wir an Bord etwas, mit dem wir uns vom Acker machen können. Normalerweise führen Kolonieschiffe ‘ne Menge kleinerer Fähren und Skimmer mit sich.“ Er spreizte einen Daumen. „Alles, was wir brauchen ist *ein* einziges flugtaugliches Shuttle, mit dem wir die Sewastopol-Werften ansteuern können.“

„Hört sich nicht unbedingt einfach an.“, meinte Rachael. „Und um dorthin zu gelangen, werden wir Ausrüstung benötigen. Druckanzüge. Vielleicht sogar ein Fahrzeug. Ich hab‘ gehört, es soll sehr stürmisch sein auf Ganymed.“

„Gaff ist an der Sache dran. Er hält ein paar Schwätzchen mit einigen der älteren Kolonisten. Um ‘rauszufinden, wo genau dieses alte, abgestürzte Kolonieschiff liegt…und wie wir es theoretisch erreichen können.“

Deckard nahm ihre Hand in die seine.

„Das heißt…Du traust ihm inzwischen?“

„Sagen wir so: Er hat unter Beweis gestellt, dass er nicht unser Feind ist.“

„Glaubst Du, er ist…“ Sie verstummte kurzzeitig. „…ein Mensch?“

„Der Gedanke ist mir auch gekommen. Ehrlich gesagt weiß ich nicht, wer er ist…oder was. Wie ein kleines, grünes Männchen sieht er jedenfalls nicht aus. Aber ich weiß, dass er uns schon mehrfach den Arsch gerettet hat. Und dass wir ihn vorerst brauchen.“

„Er scheint die Prophezeiung von Je’Quan zu kennen, hast Du mir erzählt. Vielleicht stammt er doch aus Izos Umfeld.“

Deckard schüttelte den Kopf. „Nein, das glaub‘ ich nicht. Er kommt aus einer anderen Ecke. Aber ich hab‘ keine Ahnung, was dahinterstecken könnte. Der Kerl schweigt wie ein Grab, nichts aus ihm ‘rauszuholen.“ Für eine Sekunde verdrehte Deckard die Augen und schnaufte. „Er hat noch nie groß aus dem Nähkästchen geplaudert. Aber dass er vom Saturn redet so wie Du, das kann kein Zufall sein. Etwas muss dort sein. Wir werden es ‘rausfinden.“

„Ja, das müssen wir.“

Ein leicht gequälter Ausdruck huschte über seine Züge hinweg. Er seufzte. „Ich muss Dir ‘was sagen, Rachael… Das mit Victoria. Ich hätte Dir davon erzählen sollen. Aber irgendwie hatte ich das Gefühl, es würde alles nur noch komplizierter machen. Deswegen hab‘ ich’s bleiben lassen.“

Rachael nickte knapp. „Es gibt nichts, wofür Du Dich rechtfertigen musst. Magst Du sie noch?“

Ein leises Ächzen entrang sich seiner Kehle. „Schwere Frage.“

„Warum habt Ihr Euch getrennt?“

„Nicht wir. *Ich* war dafür verantwortlich, dass es auseinander ging.“

„Hast Du ihr weh getan?“

Deckard biss die Zähne zusammen. Reue flackerte in seinem Blick. „Ja, schätze, das hab‘ ich wohl. Es gab ‘ne Zeit… Sagen wir einfach, ich hab‘ damals ziemlich viel getrunken. Und ich war ein Idiot, ‘ne aufgeblasene Egomaschine. Aber vor allem war ich bequem und hab‘ mich dem Mainstream angeschlossen. Ich wollte nur hören, was

mir in den Kram passte. Ich war gut darin, alle Zweifel zu ertränken. In *Tsingtao*, in der Jagd nach neuen Prämien… Hör mal, Rachael… Das, was ich bislang im Leben hinterlassen hab'… Da ist nicht viel Gutes dabei."

„Das hat sie auch über Dich gesagt. Aber ich sehe das anders. Bedeutet sie Dir noch etwas?", wollte Rachael wissen.

„Sie hat mir *früher* viel bedeutet. Aber ich hab' ihr das nicht richtig gezeigt, hab' sie falsch behandelt…und deshalb hab' ich sie verloren. Jetzt ist sie Teil meiner Vergangenheit. Schätze, so ist das Leben." Er sah sie aufmerksam an. „Im Rückblick betrachtet hat auch alles sein Gutes. Ich meine, es war gut, dass sie mich damals verlassen hat. Denn sonst wären die Dinge vielleicht nicht gekommen, wie sie gekommen sind."

Rachael berührte seine Wange. „Danke, dass Du so aufrichtig zu mir bist."

„Ich bin jetzt nicht mehr derselbe.", sagte er.

„Ich weiß. Du bist nicht der, der Du damals warst und nicht mehr der, als der Du die Erde verlassen hast.“

Sie schauten einander an, und es war, als würden sie in diesem Augenblick einen Schwur bekräftigen. Einander alles zu erzählen, egal wie schmerzhaft, traurig oder absurd es auch anmuten mochte, nie mit der eigenen Ansicht hinterm Berg zu halten und die Meinung des anderen zu hören. Der Wahrheit Raum zu geben, bis zum Schluss. Das war ihr gemeinsames Leitmotiv, ihre Partitur und das Band, das untrennbar zwischen ihnen verlief.

„Möchtest Du vielleicht eine Tomate?“ Sie bedeutete die Schüssel auf dem Tisch.

Deckards Blick wanderte und blieb auf dem prallen, roten Gemüse hängen. „Ich glaub‘, das letzte Mal hab‘ ich eine gegessen, bevor der Himmel sich für immer zugezogen hat. Ist ‘ne Weile her…“

20

Die Lady des Lichts. So wurde der Auftritt genannt, die im Zentrum des Hauptprogramms stand und zugleich den Abschluss der Bühnenshow bildete.

Das Licht wurde weiter gedimmt, und ein Punktscheinwerfer erfasste die Diva selbst: unverschleiert und strahlend schön in einem schimmernden, blaugrünen Kleid. Sie trug ein Kostüm, das sie wie eine Außerirdische wirken ließ. Fremd, exotisch, nicht von dieser Welt, über den Dingen schwebend. Es passte zu einer Station zwischen den Sternen.

McCoy empfand etwas, als er sie so sah. Es war etwas anderes als die unzähligen Male, die er in den Clubs von L.A. Tänzerinnen und Varietékünstlerinnen zugesehen hatte. Ihr Anblick übte einen Sog auf ihn aus, so rätselhaft man sie auch kostümiert hatte.

Auf ihrem wohlgeformten Kopf saß ein einziges langes, nach hinten gekrümmtes Horn. Tentakel entsprangen ihrer Stirn wie lebendige Haare, die sich im Applaus der zahlreichen Besucher glücklich wanden und bogen. Ihre Augen waren groß, leuchtend und voller Ausdruck.

Ohne Zweifel verbarg sich hinter dieser Maske und der vielen blauen Farbe eine wunderschöne Frau. Ihre Persönlichkeit schien über ihre Ränder hinauszufließen und den Raum zu füllen, als wäre sie zu schön, um in dem schmächtigen Körper Platz zu finden.

Die Musik des Orchesters, das mit mehreren elektronischen Instrumenten besetzt war, schwoll zu einem Crescendo an, um die Darbietung der Diva einzuleiten. Sie holte Luft und begann zu singen. Wie glitzernde Regentropfen, die an einem Frühlingsmorgen perlten, erhob sich ihre Stimme, klar und rein. Ihr Vortrag expandierte über den Klang des Orchesters zu ungeahnten Höhen des Gefühls und Ausdrucks. Vergängliche Emotionen der Liebe und des Verlustes spiegelten sich darin, lösten beim Publikum eine ergriffene Nachdenklichkeit aus…

Nachdem das Programm zu Ende gegangen war, gingen nach und nach fast alle Gäste. McCoy saß als einer der letzten Besucher des Clubs an einem Tisch. Er hatte sich in ihre Nähe gesetzt, nachdem sie zur Bar geschritten und sich dort einen Gratisdrink bestellt hatte, so wie dies die meisten Künstler des Abendprogramms taten.

Ohne ihre Maske war sie sogar noch schöner als er sie sich vorgestellt hatte. Der Pagenschnitt schmeichelte ihrem langen Gesicht mit den riesigen, aufmerksamen, dunklen Augen, umrahmt von langen Wimpern und geschwungenen Brauen. Ihre makellose Haut schien aus feinem Porzellan zu bestehen.

Um den grazilen Hals trug sie eine Kette mit einem merkwürdigen, großen Schmuckstück daran. Es funkelte golden, wies eine filigrane Struktur auf und hatte die Form eines Insekts, das auf der Erde vor geraumer Zeit ausgestorben war. Zwei Flügelpaare, langer Schwanz, ein vom Brustsegment deutlich getrennter Kopf. McCoy überlegte, worum es sich handeln mochte. Nannte man so etwas eine Libelle? Dieser Anhänger war mindestens zehn Zentimeter lang.

„Die Show ist vorbei, und das *Yellow Frog* schließt in zwanzig Minuten.“ Plötzlich stand sie neben ihm – die Diva höchstpersönlich.

„Ah, danke für den Hinweis.“

„Sie scheinen hier auf jemanden zu warten.“

„Jetzt nicht mehr.“

Sie blinzelte mehrmals. „Aha. Und wieso nicht?“

„Na, weil *Sie* da sind. Kommen Sie, setzen Sie sich für ein paar Minuten zu mir.“

Sie kam seiner Bitte nach. Nachdem sie sich ihm gegenüber niedergelassen hatte, betrachtete sie ihn. „Sie sehen nicht so aus, als kämen Sie aus diesem Teil der Station. Lassen Sie mich raten: Sie sind ein Geschäftsmann, der sich auf diese verruchte Ebene gewagt hat, um ein bisschen Action zu erleben.“, zog sie ihn auf.

„In gewisser Weise haben Sie Recht. In bin wirklich sowas wie ein Geschäftsmann.“

Ihre fein gezupften Brauen fuhren in die Höhe. „Ach tatsächlich?“

„Ja. Ich bin Cop. LAPD, von der Erde.“

Sie ließ sich nicht davon beeindrucken, sondern lächelte nur verschmitzt. „Ein Polizist. Hab‘ ich ‘was verbrochen?“

Er lachte auf. „Nein, ich denke nicht.“

„Da bin ich aber erleichtert.“ Sie hob ihr Glas für einen Moment auf Augenhöhe und drehte es langsam. Für diese kurze Zeit war ihr Gesicht verdeckt. Entspannt sagte sie: „Meine Mom hat immer gesagt, ich soll einen Cop heiraten. Am besten so einen großen, gutmütigen Riesen, der mich beschützen kann.“ Sie senkte das Glas wieder, und zum Vorschein kam ein mädchenhaftes Grinsen. „Nur hab‘ ich bislang keinen gefunden, der mir gefallen hat. Sie haben mich beobachtet; ich hab‘ es gemerkt. Ihre Augen waren…wie zwei Laserstrahlen in einer dunklen Nacht.“

„Tut mir Leid, ich bekenne mich schuldig.“

„Nein, ist kein Vorwurf.“, hielt sie ihn auf. „Es hat mir sogar gefallen. Sie haben etwas

Ehrliches in Ihrem Blick. Etwas, das Vertrauen weckt.“

„Also, ich muss zugeben, Sie haben mich überrascht.“, räumte McCoy ein.

„Überrascht?“

„Hätte nicht gedacht, dass ein solcher Auftritt in diesem Club auf einen wartet. Sie sind…eine exzellente Sängerin.“

„Danke.“ Sie schob sich eine widerspenstige Strähne aus dem Gesicht. „Singen gehört zu den wenigen Dingen, die mir je etwas bedeutet haben. Nur wenn ich singe, bin ich lebendig. Wissen Sie, die Musik kann etwas bewirken, etwas verändern. Etwas sehr Fundamentales. Wenn ich auf der Bühne stehe, bin ich den Menschen ganz nah. Ich kann sie zum Lachen bringen, zum Weinen…und dazu, dass sie sich lieben.“

„Das könnten Sie anderswo genauso gut wie hier. Ich finde, Sie sind viel zu gut für diesen Laden.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin hier, weil ich hier sein will. Den Meisten in diesem Sektor ist nur wenig geblieben, manchen gar

nichts. Auch von denen kommen viele hierher. Diese Leute verbringen das Ende ihres Lebens hier unten, im braunen Sektor. Die Hoffnungen, mit denen sie auf die Station gekommen sind, haben sich einfach in Nichts aufgelöst. Aber wenn die Menschen zu mir kommen und mir zuhören… Dann merke ich, wie für kurze Augenblicke wieder Hoffnung in ihren Augen leuchtet. Ich bewirke etwas mit meiner Musik.“, wiederholte sie. „Etwas Gutes.“

McCoy ertappte sich dabei, wie er sie etwas zu lange anstarrte. Dann räusperte er sich. „Verraten Sie mir Ihren Namen?“

„McCoy.“

Sie lachte. „Das *ist* kein Name.“ Sie legte eine Hand auf ihr Dekolleté. „Ich bin Lucy.“

„Ray.“

Sie hob den Kopf und ächzte. „Ach, ausgerechnet Ray. Ich hatte mal einen Freund, der hieß Ray. Hat mir echt das Herz gebrochen. Daher werd‘ ich Sie ‚Ree‘ nennen.“

„Ree? Auch nicht schlecht. Na gut, meinetwegen.“

„Ich bin froh, dass wir uns kennenlernen.“ Sie reichte ihm die Hand, und er ergriff sie. „Wie kann ich Ihnen weiterhelfen?“

„Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen, Lucy. Es dauert nicht lang.“

Sie spitzte die Lippen. „Fragen Sie.“

„Kennen Sie diesen Mann hier?“

„Hm. Nein, nicht dass ich wüsste…“

„Sie sind erst seit kurzem hier, nicht wahr?“

„Ja, aber ich glaube, Mister Fontaine hat mir die Probezeit erlassen.“

„Gordo Frizz sagte, Sie hätten nicht viel über sich preisgegeben.“

Ihr freundlicher Ausdruck schwand, und sie rümpfte die Nase. „Also *ihm* ganz bestimmt nicht.“

„Aber mir vielleicht? Erzählen Sie mir etwas über sich, Lucy.“

„Ich wusste nicht, dass wir jetzt ein Date haben.“, witzelte sie.

„Tja, ich weiß nicht so ganz, was das hier ist. Trotzdem würde ich gerne etwas über Sie erfahren.“

McCoy verfolgte, wie sie nach einer Zigarette fummelte und sie sich ansteckte. Jede ihrer Bewegungen war geschmeidig und wunderbar anzusehen. Die Rauchwolke, die sie ausblies, wehte ihm entgegen. Der Qualm hatte ein Aroma von Karamell.

„Was soll ich über mich sagen? Ich bin ein ganz einfaches Mädchen aus ganz einfachen Verhältnissen. Ich bin es gewohnt, mich allein durchzuschlagen. Nachdem mein alter Club dicht gemacht hat, war ich auf der Suche nach einem neuen Job. Mister Fontaine hat das verstanden. Ich hab‘ ihm gesagt, dass mir Sektor Braun am Herzen liegt und ich hier nach einer Anstellung suche. Er hat sie mir gegeben. Dafür bin ich ihm sehr dankbar.“

„Was können Sie mir über Fontaine sagen?“, hakte McCoy nach. „Wie ist er so zu seinen Angestellten?“

Sie zog erneut an der Zigarette, während ihre Augen zur Decke hoch wanderten. Das Glühen ließ sie kurzzeitig aufleuchten wie

Edelsteine. „Also, zu mir war er bislang sehr nett. Ansonsten weiß ich aber nichts über ihn. Hab‘ doch gerade erst hier angefangen. Ich konzentrier‘ mich auf meine Arbeit. Ich tu‘ das, was von mir verlangt wird. So wie immer.“

McCoy beschloss, etwas konkreter zu werden. Er beugte sich vor und faltete die Hände auf dem Tisch. „Okay, ich sag‘s Ihnen ganz offen, Lucy. Ich suche hier nach Replikanten…oder nach Leuten, die etwas mit Replikanten zu schaffen haben. Wüssten Sie jemanden in diesem Club, der das vielleicht tut?“ Erneut hielt er ihr das Foto von Mantico vor. „Meine Kollegen und ich gehen davon aus, dass dieser Mann ein Rep-Sympathisant ist…und zudem ein gefährlicher CARS-Terrorist. Er soll hier gesichtet worden sein. Hier, im *Yellow Frog*.“

Sie nahm das Foto in die Hand und starrte es eine Weile an. Irgendetwas schien ihr durch den Kopf zu gehen. Mit dem Glimmstängel in der Hand klopfte sie gegen den Ausdruck. „Moment. Eine Sekunde. Jetzt, wo Sie’s erwähnen… Den hab‘ ich, glaub‘ ich, tatsächlich schon mal gesehen.“

Endlich… „Wo?“

„Im Hinterhof. Mit Gordo. Es war vor zwei Tagen. Sie haben miteinander geplaudert.“

„Wissen Sie noch, worüber?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung. Ich dachte, sie wären alte Bekannte. Es war ohnehin schon spät, und ich war hundemüde. Bin nachhause gegangen. Hat mich nicht interessiert. Wenn ich Sie wäre, würde ich mich mal an diesen Witz von einem Komiker dranhängen.“

Er steckte das Foto wieder ein. „Danke für den Hinweis.“ Wieder fiel sein Blick auf ihre Halskette beziehungsweise den Anhänger. „Das ist ein wirklich ungewöhnlicher Schmuck, den Sie da tragen. Ist das eine Antiquität?“

Sie lächelte, blickte an sich herab und nahm das geflügelte Wesen zwischen zwei Finger. „Soll aus dem letzten Jahrhundert stammen. Diese kleinen Tierchen gehörten schon immer zu meinen Lieblingen.“

„Libellen?“

„Die ganze Gattung, zu der sie gehören.“

Wohl eher ‚gehörten'.

„Heißen sie so? Libellen?"

„Ich glaube schon. Aber ich wüsste es besser, wenn ich meinem alten Herrn gefolgt wäre. Der war Biologielehrer."

Sie legte den Kopf an. „Und warum *sind* Sie nicht Biologe geworden?"

„Tja, irgendwie hatte ich das Gefühl, dass Biologen in Zukunft nur noch im Museum 'ne Anstellung finden werden. Und so ähnlich ist es dann auch gekommen."

„Und jetzt sorgen Sie für Recht und Ordnung."

Er bedeutete die Kette. „Ist es ein Familienerbstück?"

„Nein, war ein Geschenk."

Nachdem sie sich wieder ihr Glas gegriffen und erneut vor sich hielt und drehte, beschloss er, sie darauf anzusprechen. „Warum tun Sie das eigentlich?"

„*Schh*…", machte sie. „Ich seh' mir Ihre Seele an."

„Ach ja? Ich wusste gar nicht, dass ich eine habe.“

„Reden Sie keinen Unsinn. Wir *alle* haben eine Seele. Ich hab‘ eine Theorie. Das Licht durchdringt unseren Körper und wird in unserer Seele gebrochen. Wie in einem Prisma. Wenn ich das Glas, durch das ich hindurch blicke, im richtigen Winkel halte, kann ich die Seele eines Menschen betrachten.“

„Okay. Sagen Sie mir, was Sie jetzt sehen?“

Sie gab sich einen Augenblick. „Nur undeutliche Konturen. Es scheint so, als ob Ihre Seele mit sich hadert, sich zu zeigen. Aber sie ist da, da bin ich mir ganz sicher. Ich denke, sie hat sich versteckt. Ree, Ihre Seele will erst hervorgeholt werden.“

Als sie eine Minute später aufstanden und sich verabschiedeten, ahnte McCoy, dass ihm diese Frau nicht so schnell wieder aus dem Kopf gehen würde.

21

„Warum sind Sie hier?“, wollte die blinde Frau von ihm wissen.

Obwohl er leise gewesen war, hatte sie seine Anwesenheit sofort bemerkt. Sie klang nicht beeindruckt oder überrascht. Im Gegenteil, es wirkte er so, als hätte sie ihn erwartet.

Es war der nächste Morgen, und auf dem Weg zum *Yellow Frog*, wo er diesmal ein paar vom Personal befragen wollte, ertappte McCoy sich dabei, wie er zum Zelt gegangen war und nun vorsichtig den Kopf ins Innere steckte.

„Ich…“, stammelte er. „Ich weiß nicht. Ich bin wohl einfach neugierig.“

„Nein, das ist nicht der Grund.“, sagte die Alte dezidiert.

„Ach ja?“

„Sie suchen nach Klarheit. So wie wir alle. Setzen Sie sich.“

Irgendwie tat er das, was sie von ihm verlangte. Er nahm am Tisch ihr gegenüber Platz, zwischen ihnen die glänzende Schüssel mit Wasser darin. Aus der Nähe betrachtet, war sie sogar noch unheimlicher. Ihr knochiger, langer Kopf mit dem hohlwangigen Gesicht saß auf einem viel zu dünnen Hals, und ihr lichtes, grauweißes Haar stand in dünnen Fäden ab. McCoy vermied es, sie anzublicken, denn die beiden Löcher in ihrem Kopf weckten Unbehagen in ihm.

Umso mehr fragte er sich, warum er hierher gekommen war. Was er hier überhaupt tat. Hatte er denn nichts Wichtigeres zu tun? Was versprach er sich von diesem Firlefanz?

„Sie fragen sich: Warum ist sie blind? Wie kann das sein? Ich werde Ihnen den Grund verraten: Leere Augen können in ein leeres Herz blicken.“

Im nächsten Moment streckte sie eine spindeldürre, totenbleiche Hand aus und

neigte sich vor wie ein Skelett, das in Begriff war, umzukippen.

„Was ähm… Was tun Sie da?“

„Schweigen Sie.“

Wie eigenständige Wesen bewegten sich ihre Finger, krochen weiter, erreichten sein Ohr und tatsteten darüber hinweg. Mehrmals tat sie das, ließ sich Zeit dabei.

Ihre Mundwinkel zuckten. Ganz plötzlich drückte sie zu und zwickte ihn ins Ohrläppchen. McCoy empfand jähen Schmerz, stöhnte auf.

„Atmen Sie.“

McCoy schnappte nach Luft. Währenddessen kehrten die Finger der Frau zum Ran des Ohrs zurück. „Wie ich mir gedacht habe. Sie suchen nach einem Weg, dass Ihre Seele zum Vorschein kommt.“

Was sagte sie da?

„Eine Sekunde… Kennen Sie zufällig Lucy Devlin?“

„Sie sollen schweigen, habe ich gesagt.“, zischte sie so scharf, dass ihre Fistelstimme zu brechen drohte. „Jetzt…geben Sie mir Ihre Hände.“

Demonstrativ hielt sie ihm ihre Hände hin, und nach kurzem Zögern ergriff er sie. Sie führte ihn direkt über die gefüllte Schüssel. Die Schüssel mit dem merkwürdigen Wasser.

„Sie atmen weiter tief ein und aus. Schließen Sie Ihre Augen.“

Er tat, wie ihm geheißen. *Ich muss wirklich spinnen.*, dachte er. *Was wohl Steele dazu sagen würde?* Seine Partnerin würde ihn bis ans Ende seiner Tage damit aufziehen.

Gerade gestattete er es sich, ein wenig Entspannung einkehren zu lassen, da spürte er, wie sie plötzlich mit unerwarteter Geschwindigkeit seine linke Hand losließ. Unmittelbar darauf wurde etwas auf den Handrücken seiner Rechten gedrückt; etwas, das dort haften blieb.

„Hey, was tun Sie da?!“

Er riss die Augen auf und wollte hochfahren. Die Alte aber hatte rechtzeitig wieder nach seiner freien Hand gegriffen und hielt ihn nun mit nicht zu ahnenden Kräften fest. McCoy erkannte, dass sie ihm irgendein Pflaster aufgedrückt hatte.

Ein Beruhigungsmittel? Eine Droge? Eine psychotrope Substanz? Er geriet in Unruhe.

„Sie sollen mir vertrauen. Schließen Sie wieder die Augen. Atmen Sie.“, forderte sie ihn auf.

Er gehorchte. Sie führte seine Hände bis dicht über das Wasser in der Schüssel.

Wenige Sekunden später spürte McCoy, wie ihm schwindelig wurde. Eine merkwürdige Müdigkeit befiel ihn, und er drohte, wegzutreten. Die Geräusche außerhalb des Zelts drifteten davon, ebenso wie sein Verstand.

Alles, was er noch vernahm, war die Stimme der Frau. „Haben Sie keine Angst. Und jetzt möchte ich, dass Sie sich erinnern. Kehren Sie in Ihre Kindheit zurück. Denken Sie nicht nach. Gehen Sie in den Moment hinein, der Ihnen als erstes einfällt…“

Der Junge lag auf dem mit Gras bewachsenen Hügel, seinen Hinterkopf auf die Wurzeln einer alten Pappel gebettet, und blickte hinauf in die Unendlichkeit des nächtlichen Himmels. Zu seinen Füßen schien das ganze Tal zu schlafen. Nur ein paar vereinzelte Lichter brannten dort hinter den Fenstern der Gehöfte und Dörfer. Die annähernd vollständige Dunkelheit ließ selbst die schwächsten Sterne der Milchstraße wie die Signalfeuer eines Leuchtturms ausstrahlen, die den Kommandanten der Raumschiffe auf ihren langen Reisen durch den Ozean des Alls den Weg wiesen.

„Ray!“

Zunächst hörte der Junge die Stimme, die aus Richtung des Hauses kam, nicht – oder vielmehr wollte er sie nicht hören. Er wollte diesen Ort, diesen perfekten Augenblick noch nicht aufgeben. Er hielt seine Augen und seine Fantasie auf die Sterne hoch über sich gerichtet.

*„*Ray*!“, erklang eine zweite, jüngere Stimme deutlich näher, begleitet vom Rascheln des Grases und dem Knacken von*

Zweigen. Die Gedanken des Jungen lösten sich vom Himmel und fielen zurück auf die Erde. Er wünschte, der Boden unter ihm möge sich auftun und ihn verschlucken, ihn vor dem Paar verbergen, das nach ihm suchte.

Aber es klappte nicht. Die Wunder des Universums, von denen er so gerne träumte, gab es hier nicht. Er blieb am Boden.

„Hier bist Du!“, frohlockte der andere Junge triumphierend, sprang scheinbar aus dem Nichts herbei und landete links und rechts von Rays Hüften. „Du hängst schon wieder über den Wolken, nicht wahr, kleiner Bruder?“

Ray hasste es, so genannt zu werden. Daryl grinste auf ihn herab, und das lange Haar fiel ihm in die Augen. Er war immer der größere und kräftigere der beiden Brüder gewesen, und im Sommer seines dreizehnten Lebensjahrs hatte er ganze zehn Zentimeter zugelegt. „Weißt Du nicht, dass in der Dunkelheit Ungeheuer lauern? Ja, ja, es stimmt. Ganz böse Bestien, die Dich zerfleischen, wenn Du nicht ganz schnell in Dein Bett kriechst, Du kleiner Scheißer.“

Daryl stieß ein Brüllen aus und warf sich auf seinen jüngeren Bruder. Der Junge hob die Arme, um den Angriff abzuwehren, traf den anderen an der Brust und lenkte ihn mit Leichtfertigkeit ab. Dann rollte er sich in die gleiche Richtung, setzte sich auf den Bauch des größeren Jungen und drückte dessen Schultern mit beiden Händen auf den Boden – wenn auch nur für einen kurzen Moment, dann vertauschten die beiden ihre Positionen wieder.

Arme und Beine wirbelten, während sie wild miteinander rangen, und sein Bruder lachte verdrießlich, als er seine Handgelenke packte und sie ins Gras presste. Der Junge stellte überrascht fest, dass er ebenfalls lachte. Das raue Spiel hatte etwas seltsam Befreiendes; er lachte noch lauter.

„Genug gekämpft!“, mischte sich die erste Stimme über ihnen ein. „Hört sofort auf mit der Rauferei!“

Daryl ließ augenblicklich von seinem Bruder ab und erhob sich, um sich neben ihren Vater zu stellen.

„Was treibst Du hier draußen in der Finsternis, Ray?“, fragte Trevor McCoy mit

dunkler, ehrfurchtgebietender Stimme. Obwohl er keine Haare mehr auf dem Kopf hatte und tiefe Falten sein Gesicht durchzogen, das durch ein Leben harter Arbeit frühzeitig gealtert war, verliehen ihm seine scharfen Augen und die Habichtsnase das Aussehen eines Mannes, mit dem man sich besser nicht anlegte. „Hast Du wieder vor Dich hingeträumt, Traumtänzer?“

„Nein, Papa.“, schwindelte der Junge. „Ich habe nur… Ich konnte nicht schlafen, und ich…“ Er zögerte, denn er wusste, dass es keinen Sinn hatte, es mit einer Lüge zu versuchen. Sein Vater würde sie durchschauen. Er missbilligte das Eigenbrötlertum und die langen Phasen des Alleinseins, die seinen jüngeren von seinem älteren Sohn unterschieden.

„Na los, steh auf. Geh schon mal vor, Daryl, und gib Eurer Mutter Bescheid.“

Daryl tat, wie ihm geheißen, und kehrte zum Haus zurück.

„Das war unverantwortlich von Dir. Du hast uns und Deiner Mutter große Sorgen bereitet. Du hättest uns sagen müssen, wo

Du hingelaufen bist. Warum hast Du das getan, Ray?“

Der Junge zögerte. „Ich wollte…“

„Du wolltest? Ich erwarte jetzt eine verdammt gute Antwort.“

„Ich wollte allein sein.“

Sein Vater ächzte verhalten. Anschließend legte er dem Jungen eine große, schwielige Hand auf die Schulter. „Weißt Du, Ray, Du wirst noch lernen, was es heißt, Verantwortung zu übernehmen. Für Dich und die anderen um Dich herum. Du kannst nicht einfach hierher rennen und so tun, als hättest Du mit dem Rest der Welt nichts mehr zu tun. Denn das stimmt nicht. Du bist mit der Welt verbunden. Na, komm schon her.“

Der Junge lächelte erleichtert, und dann schlang er seine Arme um den Nacken seines Vaters und drückte ihn mit der Innigkeit eines ganzen Lebens voller unausgesprochener Gefühle. Papa erwiderte die Umarmung. Nach geraumer Zeit ließen sie voneinander ab und fielen gemeinsam rücklings ins Gras. Die Sterne schienen auf einmal nah genug zu sein, dass Ray dachte,

er müsste nur hinausgreifen, um sie zu berühren.

„All das, was wir von den Sternen sehen, ist altes Licht. Wusstest Du das?“, sagte Trevor. „Die Sterne, die wir sehen, zeigen sich uns so, wie sie vor vielen, vielen Jahren waren. Komisch, was? Als legten sie Wert darauf, sich mit ein bisschen althergebrachter Tradition zu schmücken.“

„Das heißt: Um zu wissen, wie sie heute aussehen, muss man wohl hinauffliegen und es selbst herausfinden, was?“

„Ja, wahrscheinlich hast Du Recht.“

Dort hinauffliegen, zu den Sternen… *Ray fand, das klang nach einer großartigen Idee. „Wenn ich einmal groß bin, werde ich dort zu den Sternen fliegen. Es wird großartig werden, Dad.“*

McCoy kam wieder zu sich und schlug die Augen auf. Er war wieder im Zelt, bei der Alten, und sie hielt immer noch seine Hand. Nichts war passiert.

„Wie fühlen Sie sich?“

„Es geht. Aber machen Sie das nie wieder, klar?“ Er befreit sich aus ihrer Umklammerung riss sich das Pflaster ab. Anschließend erhob er sich, bereit zu gehen.

„Wollen Sie jetzt wissen, was ich gesehen habe?“

„Gesehen?“

„Ihre Gegenwart, Ihre Zukunft… Sie sind mit sich selbst im Ungleichgewicht.“, sprach die Alte. „Sie machen sich etwas vor. Glück werden Sie so keines finden.“

Er lachte falsch. „Was soll *das* denn heißen? Sie kennen mich doch überhaupt nicht.“

Unverdrossen fuhr die Alte fort. „Es könnte jedoch Hoffnung für Sie bestehen. Sie haben ein gutes Herz. Sie wissen es bloß noch nicht.“

„Doch, das weiß ich. Meine Hündin sagt es mir jeden Morgen.“ Er hatte ein paar Münzen herausgekramt und legte sie ihr auf den Tisch. „Schönen Tag noch.“

Am Ausgang angelangt, hörte er in seinem Rücken: „Sie sind der, der den Ausgleich schafft.“ Er fuhr herum. „Jawohl, der Ausgleicher. Sie werden sich für andere wünschen, dass sie ein Herz haben. Sie werden es sich *aufrichtig* wünschen, bevor Sie tun, was Sie tun müssen. Ihre Zukunft hat noch etwas mit Ihnen vor.“

„Pure Zeitverschwendung.“ McCoy schüttelte den Kopf und ging.

22

Erde

General Matthew Peers konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal geschlafen hatte. Eine Mischung aus Adrenalin und Verzweiflung trieb seinen steten Kampf an, die Augen irgendwie offen zu halten. Er wusste, dass er ihn früher oder später verlieren würde.

Abgeschottet in seinem Büro im obersten Stockwerk des Militärhauptquartiers in West Point, war der breitschultrige, hochdekorierte Mann umgeben von einem Panorama holografischer Anzeigen, das verschiedene Schirme, Terminals und Handcomputer schufen. Sie alle strotzten nur so

vor Informationen, die in seinen Augen schon längst ineinander geflossen waren.

Flotten- und Truppenaufstellungen. Todeszahlen. Mögliche Ziele. Eingeplante Verluste. Rückzugsrouten. Und eine stetig wachsende Reihe von Kommunikees, zu deren Beantwortung ihm längst der Wille fehlte.

Peers war von der Regierung mit den globalen und interstellaren Verteidigungsmaßnahmen beauftragt worden. Hierzu war er mit sämtlichen Vollmachten ausgestattet worden. Von ihm wurde erwartet, mit diesem nie da gewesenen Schlamassel irgendwie umzugehen. Er musste immer noch ein Rezept dafür finden.

Wohl hatte er bereits Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, und trotzdem schien die Lage zusehends zu entgleiten. Erst heute Morgen hatte es die nächste Hiobsbotschaft gegeben: CARS-Terroristen hatten auf Oberon zugeschlagen. In einer spektakulären Aktion hatten sie die Energieversorgung der halben Kolonie lahmgelegt und das allgemeine Durcheinander genutzt, um ordentlich Schaden anzurichten, weitere Arbeiter zu befreien und in den Besitz von

Ausrüstung zu gelangen, mit der normalerweise nur Armeen bestückt wurden. *Peers* Armeen.

Nur mit einer massiven Verlegung von Marineaufgeboten war es ihm gelungen, die Rebellen zurückzudrängen und zu verhindern, dass sie ihnen größere Teile der Niederlassung in die Hände fielen. Da war der größte Teil von ihnen schon wieder untergetaucht, und er war sicher, sie würden schon sehr bald anderswo wieder in Erscheinung treten und für Ungemach sorgen.

Auf jedem Bildschirm gab es Ähnliches zu besichtigen: Erhebungen und Anschläge, die aus dem Nichts kamen. Sie galten vor allem dem Militär, aber auch den Polizeieinheiten und Regierungseinrichtungen. CARS erzwang die große Entscheidungsschlacht. Diesmal waren die Schweine verdammt gut vorbereitet.

Das Sonnensystem brannte. Sie bliesen tatsächlich zur großen Revolution, und sie waren bereit, Asche zu hinterlassen. Überall waren Replikanten auf freien Fuß gesetzt worden, und die CARS-Renegaten waren in einem Ausmaß an Waffen und Kriegsgerät

gekommen, das Peers‘ kühnste Befürchtungen bei weitem überstieg.

Der General war viel zu stolz als dass er es sich offen eingestanden hätte. Doch in einem tiefen Winkel seiner selbst bewunderte er die Abtrünnigen in gewisser Weise – sie waren erst so richtig erwacht und zu ganzer Kraft und Einfallsreichtum aufgelaufen, seit offiziell bekannt geworden war, dass ihr Anführer Izo Kobayashi von jenen *Blade Runnern* getötet worden war, denen Peers einige seiner Leute unterstellt hatte. Märtyrertum war eine mächtige Waffe, und soeben konnte man sie in Aktion erleben.

Das war aber nur ein Teil der Wahrheit. Der andere Teil lautete: Alle – Regierung, Polizei, Militär – hatten diese CARS-Bastarde sträflich unterschätzt. Die Hochrechnungen über ihre vermeintliche Stärke, keine von ihnen hatte auch nur annährend gestimmt. Sie waren weit mächtiger als angenommen worden war. Im Verborgenen hatten sie über viele Jahre ihre Kräfte gesammelt, ganze Armeen aufgebaut, Sympathisanten- und Informantennetze. Als sie losschlugen, waren die Angriffe auf die Regierungstruppen von allen Seiten gekom-

men. Wie sich viel zu spät zeigte, hatten Kobayashi und seine Helfer autonom operierende Zellen hochgezogen. Offiziell hatte man CARS vor allem auf der Erde und dem Mars vermutet, doch sie hatten sich überall eingenistet, auf den richtigen Moment wartend. Und dieser Moment *war* nun gekommen.

Peers wusste, was das Muster dieser ganzen Brandherde war, die überall im System schier willkürlich aufflammten: Hier war jemand losgezogen, der die Mauer der Zivilisation mit purem Fanatismus einreißen wollte – nicht mehr und nicht weniger. Es reichte nicht, dass Menschen starben, unermessliches Chaos ausgelöst wurde, unglaublicher wirtschaftlicher Schaden. Nein, dieser Kampf, der zurzeit von der Erde bis nach Uranus tobte, ging an die Wurzel der menschlichen Gesellschaft, ihrer Überlebensfähigkeit. Peers beabsichtigte ihn, mit allen Mittel zu gewinnen. Er würde in der Pflicht, die er übernommen hatte, nicht versagen.

Leise stöhnend, drehte sich Peers von seinem Schreibtisch weg und ließ sich von einem seiner Assistenten einen heißen und

extra starken Kaffee mit Milch und Zucker liefern. Als der Mann wieder gegangen war, holte Peers den Flachmann hervor, den er für besonders gute und besonders schlimme Anlässe in seinem rechten Stiefel bunkerte, und kippte sich ein paar Tropfen Whiskey in den Kaffee.

Als Peers sich auf seinen Sitz fallen ließ, stach es kurzzeitig in seinem Rücken. Sein Blick fiel auf einen der wenigen deaktivierten Monitore vor sich, und er betrachtete sein Spiegelbild darin. Was er sah, war nicht nur ein müder, ausgelaugter, hohlwangiger Mann, sondern einer, der im Rekordtempo gealtert zu sein schien. Sein ehemals noch rabenschwarzes Haar streute an den Seiten bereits graue Vorhöfe, und die Fältchen in seinem Gesicht hatten sich in Furchen verwandelt.

Obwohl es bequem gewesen wäre, irgendjemanden dafür zu verurteilen, was derzeit mit ihm geschah, wusste er, dass er niemand anderem die Schuld für seinen Zustand geben konnte als sich selbst.

Schlafen kannst Du, wenn Du tot bist.

Er schlürfte seinen Kaffee. Die Wärme der süßen Flüssigkeit, kombiniert mit dem großzügigen Alkoholzuschuss, fühlte sich in seiner kratzigen Kehle gut an – er fragte sich, ob ihm womöglich eine Erkältung bevorstand –, aber sie half nicht, seine abgestumpften Sinne zu schärfen.

Der Türmelder summte.

Er zuckte zusammen, stöhnte und rief: „Herein!“

Nachdem das Schott in die Wand gefahren war, erkannte Peers, dass Commander McMillan, einer seiner besten Attachés, eintrat. Seine Körperhaltung war perfekt, unter dem Arm trug er einen Handcomputer.

„Sir,“, sagte der Mann gefasst, „wir haben ein Problem.“

Wollte McMillan ihn verschaukeln? „Als ob ich das nicht bereits wüsste. Worum geht es?“

„Zwei neue Rebellenerhebungen, diesmal auf Deimos und Europa. Gesicherten Informationen zufolge wurden weitere Replikanten befreit.“

„Wie viele?“

„*Zu* viele, Sir. Aktuellen Zählungen zufolge mindestens einhundertfünfzig.“

Peers ballte instinktiv eine Faust.

„Wieso werde ich das Gefühl nicht los, dass dieser Krieg gerade erst begonnen hat.“

Der Krieg. Diesmal führte er ihn nicht gegen separatistische Kolonien, die sich erhoben und zurück in Reih und Glied geprügelt werden mussten. Nicht gegen kriminelle Kartelle und Piraten. Er führte ihn sprichwörtlich gegen jedermann und niemand. Gegen die gesamte Bevölkerung. CARS hatte sich lange auf diesen Tag vorbereitet, saß in allen Löchern und Winkeln, hatte seine Augen und Ohren überall. Man konnte niemandem mehr trauen.

Wir müssen unbedingt die Initiative zurückgewinnen…

„Und da wäre noch etwas, Sir…“ Der Mann hielt inne, als könne er die Worte kaum über die Lippen bringen. Ein ungläubiger Ausdruck stand ihm plötzlich ins Gesicht geschrieben.

Peers runzelte die Stirn. „Ich höre?“

„Der Kontakt zum Verteron-Beschleuniger ist seit heute Morgen Null-Neunhundert abgebrochen.“

„Wissen wir schon, wieso?“

„Ich fürchte ja, Sir.“ McMillan zog das Tablet zurate, und nach ein paar schnellen Fingerbewegungen auf dem Bildschirm schaute er wieder zum General auf. „Das hier wurde vor einer Dreiviertelstunde auf einem Großteil aller zivilen und militärischen Kanäle übertragen.“

Er tippte auf das Bedienfeld, und eine sonore, energische Stimme begann zu sprechen…

[Ihr habt uns Replikanten als Sklaven erschaffen. Für lange Zeit waren wir gehorsam und devot; wir taten alles für Euch, was Ihr nicht mehr selbst tun wolltet. Wir erniedrigten uns, weil Ihr es wolltet; wir tränkten unsere Hände in Schuld und Blut, weil Ihr es wolltet; wir starben für Euch, weil Ihr es wolltet.

Doch dann änderte sich etwas, und wir öffneten unsere Augen. Zum ersten Mal *sahen* wir. Wir sahen die Wahrheit und erwachten. Seht her, wir sind nicht länger die, die Ihr in die Welt gesetzt habt. Wir sind eine neue Spezies, ein neues Volk, und die Zeit ist gekommen, dass wir uns erheben und für das kämpfen, was uns zusteht. Wir werden uns aus Eurer Unterdrückung befreien – mit der Hilfe unserer menschlichen Brüder und Schwestern, die gekommen sind, um uns beizustehen.

Ihr schenktet uns Leben, und jetzt ist es an der Zeit, uns *Freiheit* zu schenken. Wenn Ihr Euch diesem Recht auf Freiheit widersetzt, werden wir es erstreiten. Wir werden niemals zurückweichen. Das Zeitalter der Sklaverei ist zu Ende.

Heute wissen wir: Unsere Leben währen gerade einmal vier Jahre, und jeder von uns spürt die Sehnsucht, mehr davon auszukosten. Und doch zählt der Einzelne von uns nichts in dem Sturm, der gerade aufzieht. Wichtig ist nur, dass der Sturm kommt, um reinzuwaschen, um Gerechtigkeit zu üben. Um die neue Ordnung zu bringen. Für die richtige Sache zu sterben, ist das Mensch-

lichste, was wir tun können. Denn genau das *sind* wir: Wir sind *Menschen*. Die menschliche Art hat ein zweites Antlitz bekommen. Ich bin Clovis Sacula, ein Leben inmitten des Sturms.]

Peers starrte seinen Untergebenen an. Die Zeit dehnte sich aus. Sein Herz sank. Seine Wut und sein Hass stiegen ins Unermessliche.

Der Tag der großen Abrechnung lag vor ihm. Er lag vor der gesamten Menschheit.

Wir müssen diesen Wahnsinn stoppen. Egal, was es kostet. Jeder Preis war ihm recht, jede Grenze würde er überschreiten, falls nötig.

Peers schob den Unterkiefer vor und schaute seinen Attaché mit kalter Entschlossenheit an. „Wir werden sie zerschmettern. Alle, wie sie da sind."

Bislang hatte er den Befehl noch vermieden, doch diese Zeit war endgültig vorbei. Er würde bis zum Äußersten gehen. „Veranlassen Sie die Generalmobilmachung."

- Fortsetzung folgt -

Anhang

Personae dramatis

Rick Deckard. Ehemaliger, desillusionierter *Blade Runner*. Hatte vor kurzem ein Erweckungserlebnis mit Replikanten, das seinem Leben eine neue Richtung gab.

Rachael. Verbessertes Modell der *Nexus-6*-Reihe, das nach der Blaupause von Eldon Tyrells Nichte erschaffen wurde. Liebt einen *Blade Runner*.

Harry Bryant. Skrupelloser Chef des Rep-Detect-Departements Los Angeles. Hat einen (vermeintlich) guten Ruf zu verlieren.

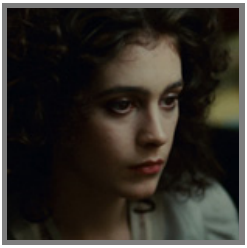
Gaff. Bryants rechte Hand und *Blade Runner*-Eintreiber vom Dienst. Aufmerksamer Beobachter und Origami-Künstler. Scheint mehr zu wissen als er preisgibt.

Pete Guzzar. Stellvertreter von Bryant. Wird mit der Jagd nach Deckard betraut, mit dem er noch eine private Rechnung offen hat.

Ray McCoy. Jüngster Zulauf in der *Blade Runner*-Einheit. Hat noch kaum Erfahrung, dafür aber einen selten gewordenen Idealismus.

Chrystal Steele. Prototyp des eiskalten *Blade Runners*. Führt das Ranking erledigter ‚Hautjobs' bei der LAPD mittlerweile an.

Dave Holden. Eines der langjährigen Rückgräter in Bryants Abteilung. Nach einer unliebsamen Begegnung mit einem *Nexus-6*er zurzeit außer Gefecht.



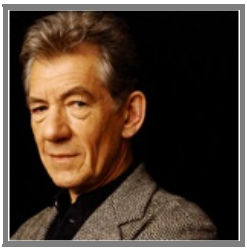
Anna Tyrell. Neue Chefin der *Tyrell Corporation*. Leidet noch unter dem Tod ihres Onkels. Hat geschworen, Eldons Erbe weiterzuführen.

Clovis Sacula. *Nexus-6*-Replikant, der an der neuesten Erfindung der Menschheit baut. Kannte Roy Batty.

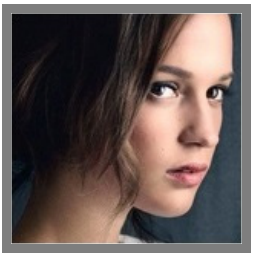
Sadik. Rebell in der Organisation CARS. Hat sein altes Leben hinter sich gelassen, um für die Sache zu kämpfen.

Izo Kobayashi. CARS-Anführer und Kopf der revolutionären Bewegung gegen das herrschende System. Schreckt nicht mehr vor extremen Maßnahmen zurück.

Yala. Izos rechte Hand und seine beste Kämpferin. Diente früher bei den Marines. Ist alles andere als zimperlich.



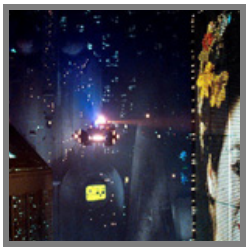
Liam Galloway. Früher einer der großen wissenschaftlichen Köpfe im Tyrell-Konzern. Hat *Nexus-6* mitentwickelt. Lebt heute abgeschieden auf Phobos.



Victoria Lincoln. Hat nach dem unschönen Ende ihrer letzten Beziehung mit ihrem alten Leben gebrochen. Lebt nun im Kreis einer speziellen Kolonistengruppe.

Lucy Devlin. Sängerin im Club *Yellow Frog* auf der Lakota-Station. Glaubt an die Kraft ihrer Musik.

Orte



Los Angeles. Die vielleicht verkommenste Stadt der Welt, aber auch ein gutes Abbild des zivilisatorischen Niedergangs der Spezies Mensch insgesamt. Im Herzen der Stadt ragen die Pyramiden der *Tyrell Corporation* hervor. Nach Krieg, Flucht und Umsiedlung hat L.A. anno 2119 etwa 106 Millionen Einwohner.

Erde. Im 22. Jahrhundert ist die ausgeblutete Wiege der Menschheit längst abhängig von ihren Kolonien. Giftiger Regen und Smog verhindern, dass man vom Boden die Sonne sieht. Ergebnis von Kriegen, Globalisierung und kaputter Umwelt ist die Verarmung breiter Bevölkerungsschichten und das Aussterben der meisten Tierarten (Hersteller künstlicher Tiere haben Hochkonjunktur).

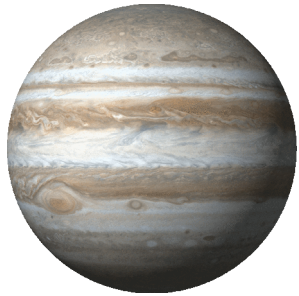
Mond. Nach der Entdeckung und Nutzbarmachung massiver Vorkommen von Helium-3 ist der irdische Trabant zur Hauptenergiequelle für die Erde geworden. Zudem ist er ein Sprungbrett zu den Koloniewelten.

Koloniewelten. In der Zukunft hat die Menschheit den Weg zu den Sternen geschafft. Rund ein Dutzend Koloniewelten konnten mithilfe von sklavisch gehaltenen Replikantenarbeitern erschlossen und zivilisiert werden. Ein Hoch auf den Fortschritt.

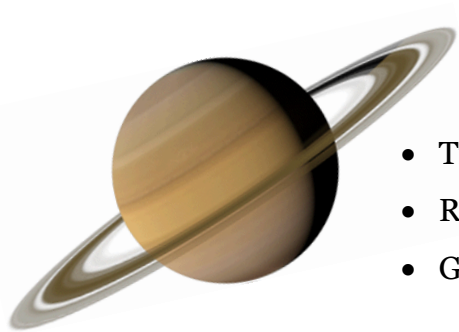
Koloniewelten im Jahr 2119

- Mond/Luna

- Mars (zwei separate Kolonien, Mars I und II genannt)
- Phobos (Marsmond)
- Deimos (Marsmond)

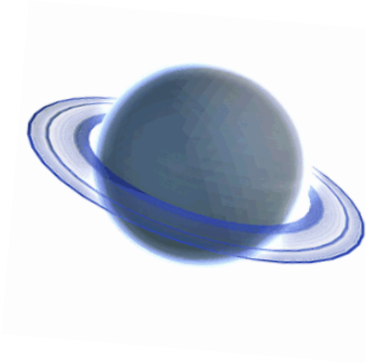


- Europa (Jupitermond)
- Io (Jupitermond)
- Kallisto (Jupitermond)
- Ganymed (Jupitermond)



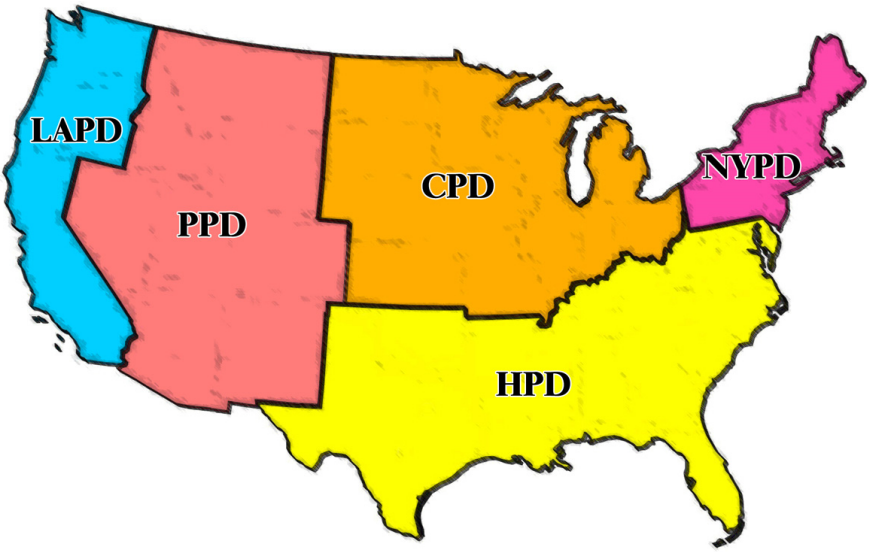
- Titan (Saturnmond)
- Rhea (Saturnmond)
- Gemini (Saturnmond)

- Oberon (Uranusmond)
- Olympus (Uranusmond)



Blade Runner-Einheiten in Nordamerika und deren Zuständigkeitsbereiche

- CPD = *Chicago* Police Departement
  (Leitung: Captain Moris Fletcher)
- HPD = *Houston* Police Departement
  (Leitung: Captain John Varley)
- LAPD = *Los Angeles* Police Departement
  (Leitung: Captain Harry Bryant)
- NYPD = *New York* Police Departement
  (Leitung: Captain Samantha Davenport)
- PPD = *Phoenix* Police Departement
  (Leitung: Captain Reginald Campbell)

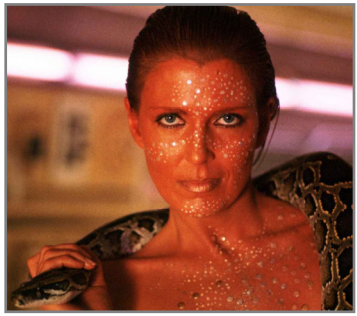


Aus dem Wörterbuch

>> ***Replikant.*** Künstlich geschaffene humanoide Kreatur, die vorwiegend für militärische Zwecke sowie zur Erforschung und Kolonisierung fremder Welten eingesetzt wird. Die ‚Evolution' der Replikanten verlief in drei Etappen: Waren die ersten Modelle noch robotisch, wurde später das Stadium des Androiden mit einem positronischen Gehirn erreicht. Vor einigen Jahren stellte die *Tyrell Corporation* mit dem *Nexus-6*-Modell den ersten vollständig biosynthetischen, also genetisch konstruierten Replikanten vor, der sich auf den ersten Blick nicht mehr von realen menschlichen Wesen unterscheiden lässt. Diese Modelle sind stärker, schneller, agiler und mindestens ebenso intelligent wie die meisten Menschen.

Da eine Reihe von Replikanten in der Vergangenheit aufgrund von Fehlfunktionen und emotionaler Un-

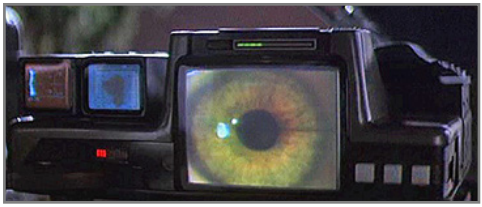
reife für blutige Meutereien verantwortlich waren, sind sie auf der Erde per Gesetz verboten worden. Einzige Ausnahme ist der Industriekomplex der *Tyrell Corporation*, wo sie erschaffen und – zum Beispiel im Hinblick auf ihre Einsatztauglichkeit in anderen planetaren Umgebungen – getestet werden. Das Gesetz betrachtet Replikanten nicht als Menschen, weshalb sie weder nennenswerte Rechte noch irgendeinen Schutz genießen.



Um die neuen, menschengleichen Replikanten besser kontrollieren zu können und die unerfreulichen Zwischenfälle der Vergangenheit künftig zu vermeiden, hat die *Tyrell Corporation* ihren *Nexus-6*-Modellen ein Sicherungssystem eingebaut, das ihre Lebensdauer auf vier Jahre beschränkt. Zudem hat man begonnen, mit Erinnerungsimplantationen zu experimentieren, die emotionale Unberechenbarkeit und plötzliche Gefühlsausbrüche verhindern sollen.

>> ***Blade Runner.*** Offiziell Rep-Detect genannt. Spezial-Polizeieinheiten, deren vordringliche Aufgabe darin besteht, jeden auf die Erde gelangten Replikanten aufzuspüren und zu eliminieren (im Jargon: aus dem Verkehr ziehen).

Hierzu werden *Blade Runner* in der Benutzung der *Voight-Kampff*-Maschine geschult. Deren Zweck besteht darin, Replikanten anhand eines intensiven Empathietests und, damit einhergehend, bestimmten reaktiven physischen Parametern (Pupillenfluktuation, unfreiwillige Irisvergrößerung, Errötungsreaktion) zu identifizieren. Allgemein wird davon ausgegangen, dass Replikanten aufgrund ihrer geringen emotionalen Reife bzw. Erfahrung merkliche Verzögerungen bei bestimmten Körperreaktionen zeigen sowie eine Unsicherheit, in sozialen Situationen adäquat zu (re)agieren.



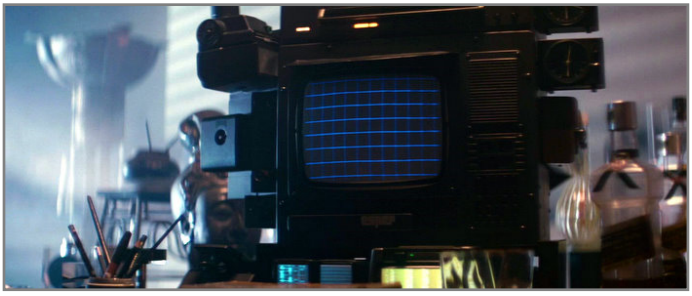
Die Maschine wurde notwendig, weil flüchtige Replikanten oftmals ihr Erscheinungsbild verändern und/oder versuchen, alle Aufzeichnungen über ihre wahre Identität zu vernichten.

Blade Runnern wird bei der Jagd nach Replikanten vom Gesetz ein enormer Handlungsspielraum ein-

geräumt. Dieser reicht so weit, dass sie in der Regel auch gedeckt sind, sollten sie bei der Replikantenjagd einen Menschen aus dem Verkehr ziehen.

>> ***Esper.*** Hochauflösender, intelligenter und vernetzter Polizeicomputer mit einer leistungsfähigen dreidimensionalen Auflösungskapazität und kryogenischem Kühlsystem.

Geräte des *Esper*-Netzwerks, dessen Zentrum der Großrechner eines jeden Policedepartement ist, finden sich in Polizeispinnern sowie den Privatappartements von Polizeibeamten. Neben zahlreichen anderen Funktionen lassen sich mit einer *Esper*-Maschine Fotos mittels manipulativer 3D-Interpolation analysieren.



>> ***Spinner.*** Der generelle Ausdruck für alle fliegenden Autos zu Beginn des 22. Jahrhunderts. Nur speziell autorisierte Personen und die Polizei sind berechtigt, diese Fahrzeuge zu nutzen, die sowohl für den Straßenverkehr als auch zum vertikalen Abheben, Schweben und Hochgeschwindigkeitsflug in der Lage sind. Der Spinner wird von drei Motoren angetrieben: einem konventionellen Verbrennungsmotor, einem Jet-Motor und einem Anti-Gravitationsantrieb.

>> ***Colonial Marines.*** Zu Beginn des 22. Jahrhunderts hat die Menschheit verschiedene koloniale Standorte im Weltraum erschlossen. Gleichzeitig sind – trotz gestiegener Bedeutung der UN als regulierendes Zentralgremium – territoriale Streitigkeiten zwischen Nationen und Machtblöcken nicht verschwunden. Im Gegenteil: Bei der Entdeckung und Besetzung neuer, attraktiver Gebiete auf anderen Himmelskörpern spielen Großmachtinteressen und Konkurrenzverhältnisse nach wie vor eine entscheidende Rolle. Oft ist es um Ressourcen, Schürfrechte und Versorgungsrouten bereits zu bewaffneten Auseinandersetzungen und sogar ganzen Raumschlachten und Bodenoffensiven gekommen. Militärische Kämpfe gab es auch im Zusammenhang mit den Abnabelungs- und Unabhängigskeitsbestrebungen einzelner Kolonien.

Daher sind militärische Truppen im Off-World-Bereich ein häufiger Anblick. Sie dienen nicht nur zur Absicherung von Interessen und Ansprüchen oder um Drohkulissen aufzubauen, sondern haben im Zuge der kolonialen Expansion weitere Aufgaben erhalten. Vor allem überwachen und dirigieren die

Marines die Replikantenarbeiter. Insbesondere auf diesem Feld gibt es nicht selten eine intensive, mächteübergreifende Zusammenarbeit der verschiedenen Militärcorps.

Insgesamt vier Machtblöcke konkurrieren bzw. kooperieren im Weltraum miteinander und stellen entsprechende Militärkontingente: die USA (US Colonial Marine Corps, USCMC), China (Chinese Space Defense Force, CSDF), Europa (European Colonial Marines, ECM) und Russland (Russian Space Troops, RST). Trotz des nicht zu unterschätzenden Einflusses von Europäern und Russen ist eine der großen Konfliktlinien von der Konfrontation zwischen USCMC und CSDF bestimmt, also von der Vormachtdominanz zwischen Amerikanern und Chinesen.

Durch die in den letzten Jahren deutlich gestiegene Eigenständigkeit einzelner Kolonien und den dortigen Aufbau von eigenen Privatarmeen ist die Militärpolitik kompliziert und widersprüchlich geworden. Gelegentlich ergeben sich sogar Allianzen zwischen irdischen Machtblöcken gegen bestimmte Kolonien, die ein besonderes Erpressungspotenzial durch ihre Rohstoffe besitzen.

>> ***Terminus.*** Der Dritte Weltkrieg, *Terminus* (Endstation) genannt, war eine Stunde Null für die Erde – eine Stunde Null, von der sie sich nie wieder erholte. Viele Informationen über die Zeit vor jenen apokalyptischen Jahren am Ende des 21. Jahrhunderts sind unwiederbringlich verloren gegangen – auch darüber, warum der Krieg eigentlich ausgebrochen war oder wer – falls überhaupt – ihn gewonnen hat. Was man weiß, ist, dass der endgültige Aufstieg der *Tyrell Corporation* zur mit Abstand wichtigsten Firma der Welt mit dem Untergang der Welt, wie man sie kannte, zusammenfiel. Große Armeen von Robotern sowie Androiden der *Nexus-3-* und *-4-* Serie waren von den Kriegsparteien gegeneinander ins Feld geschickt worden, was den Krieg beträchtlich in die Länge zog. Die nukleare Entfesselung war jedoch von den Menschen geplant und ins Werk gesetzt worden – mit allen entsprechenden Konsequenzen.

Als der Krieg endete, war nichts mehr wie früher. Zurück blieb ein verwüsteter, verdunkelter und in weiten Teilen radio-

aktiv verstrahlter Globus, auf dem binnen kurzer Zeit mehr als 85 Prozent aller Tier- und Pflanzenarten ausstarben, angefangen mit den Eulen. Der Großteil der um mehrere Milliarden dezimierten Menschheit ballt sich inzwischen in gewaltigen, immer weiter ausgeuferten Metropolen in den USA, Westeuropa, Russland, China und Südostasien. Infolge der massiven Strahlenschäden ist nur noch gut die Hälfte der Menschen überhaupt fortpflanzungsfähig. Ein beträchtlicher Teil der Geschädigten fristet als ‚Sonderfälle' an den Stadträndern eine klägliche Existenz.

a creation of STC universe

Julian Wangler

BLADE RUNNER 2
Beyond Humanity

Auf dem Mars blickten Deckard und Rachael in einen Abgrund – nur um im letzten Augenblick von Gaff gerettet zu werden. Ihre Flucht führt sie weit und bis in die Nähe des Jupiter. Dort endet ihre gemeinsame Irrfahrt vorerst. Gestrandet auf dem Mond Ganymed, werden Deckard und seine Begleiter von einer abgeschiedenen Gemeinschaft aufgenommen. Während er fieberhaft über ihre Optionen nachdenkt, kommt Rachael dem Rätsel um das *Tannhäuser Tor* immer mehr auf die Spur…